

# Ostland

## Vom geistigen Leben der Auslandsdeutschen

4. Heft

April 1928

3. Jahrgang

### Luxemburg

von Dr. Richard Csaki - Hermannstadt

Die Vergleichsmöglichkeiten zwischen Luxemburg und Siebenbürgen sind auch über das rein volks- und mundartenkundliche Gebiet hinaus nicht so gering, als man zunächst meinen sollte. Der Siebenbürger Sachse, der die „Urheimat“ mit erwartungsvoller Romantik betritt, wird zwar eine, der seinen in wichtigsten Fragen diametral entgegengesetzte Mentalität vorfinden, er wird aber auch zu manchen Erscheinungen dieses kleinen, in sich geschlossenen Volkstums sagen können: Genau so wie bei uns zu Hause!

So wie infolge der starken, landschaftlichen und politischen Abgeschlossenheit Luxemburgs die Mundart weniger durch die allgemeine deutsche Sprache abgeschliffen, das sonstige Volksgut weniger abgebröckelt erscheint als in anderen deutschen Landschaften, so ist daselbe in erhöhtem Maße in Siebenbürgen der Fall. Diese Abgeschlossenheit, diese Besonderheit der Entwicklung den übrigen Stammesgebieten gegenüber hat in beiden Ländern aber auch zu einer Einzigartigkeit des Stammesbewußtseins geführt. In den volkstümlichen und patriotischen Gefängen beider Volksgruppen kehrt der im Refrain des Luxemburgischen Nationalliedes ausgedrückte Gedanke: „Mir wölle bleiwe, wat mer sin“ immer wieder. Es ist der Stolz auf eine Volksgemeinschaft, die trotzdem oder gerade deshalb, weil sie so klein ist, sich erhalten will, die alle Attribute eines „Volkes“ für sich in Anspruch nimmt. Bei den Luxemburgern spielt in dieses Bewußtsein der Stolz auf die politisch-staatliche, eiferfüchtig gehütete Souveränität, bei den Siebenbürger Sachsen die kämpferische Stellung um die Erhaltung der Volkskultur entscheidend mit, bei beiden aber ist der innerste Antrieb doch die Erhaltung geistig-gemüthlicher Volkswerte, deren Verlust auch das ganze Bewußtsein der eigenen Bedeutung, die sehr hoch angeschlagen wird, nach sich ziehen würde.

Das Bewußtsein einer kulturellen Sonderstellung ist bei beiden Gruppen im wesentlichen auch gegeben durch das Hineingesehktsein zwischen zwei große Kulturkreise: Die Entwicklung des Luxemburgischen Geisteslebens hat dazu geführt, daß die intellektuellen Schichten des Landes sich als Mittler zwischen dem französischen und deutschen Kulturkreis fühlen, die Siebenbürger Sachsen befanden sich durch die

ganzen Jahrhunderte an den Reibungsflächen des Abendlandes und Morgenlandes, und ihre Geistigkeit, ihre kulturelle Entfaltung ist dieser bewegten und bewegenden Lage zuzuschreiben.

Allerdings: Ihre einzige Rettung bedeutete die rückhaltlose Hingabe an die eine deutsche Gesamtkultur, während in Luxemburg, im Zentrum der reichen Kulturströme, ein Aufnehmen und Verarbeiten von beiden Seiten her als möglich und fruchtbar angesehen wurde. Und hier setzt nun all das ein, was uns Siebenbürger Bettern im Luxemburgischen Stammlande als unterschiedlich auffällt.

Das politische Bewußtsein der Luxemburger ist durch die Kriegs- und unmitttelbaren Nachkriegsereignisse jedenfalls auf das elementarste aufgewühlt worden. Schon die Sorgen um den staatlichen Eigenbestand mußten dauernde seelische Spannungen erzeugen. Es hat Momente gegeben, die sowohl gegen Deutschland als auch gegen die Entente Mißtrauen und Erbitterung hervorriefen. Psychologisch irgendwo selbst für den Deutschen erklärbar wird es sein, daß unmittelbar nach dem Kriege ein „Siegesrausch“ auch in Luxemburg Platz griff. Die Wiedergewinnung verfühlicher und freundlicher Gefühle Deutschland gegenüber scheint schneller gekommen zu sein, als man in Luxemburg nach den Erschütterungen des Krieges selbst hoffen und glauben konnte. Die politische Lage äußert sich natürlich besonders charakteristisch auf dem Gebiete der Kulturpolitik. Alle drei, Luxemburg umgebenden Staaten haben ein Interesse daran, in Luxemburg kulturpropagandistisch zu arbeiten. So steht die freie kulturelle Anmarschstraße in das stamm- und sprachverwandte Land Deutschland ebenso frei wie Belgien und Frankreich. Charakteristisch ist, daß von den Luxemburgern strenge Parität gewahrt wird. Das Vortragswesen wird im wesentlichen von ausländischen Rednern bestritten; wenn also irgendwo in einem Volksbildungsverein ein Franzose gesprochen hat, so muß der Gerechtigkeit wegen der nächste ein Deutscher, bzw. Belgier sein. Erfreulich vom Standpunkte des deutschen Kulturwirkens ist es, zu hören, daß die deutsche Kulturpolitik seit dem Kriege psychologisch viel feinfühlicher und wirksamer geworden sei.

Der Gesamteindruck, den ich — einigermaßen objektiv — vom gegenwärtigen Kulturleben Luxemburgs gewonnen zu haben glaube, läßt sich etwa folgendermaßen zusammenfassen: Der Kulturwille namentlich auch der höheren Kreise neigt entschieden mehr zu Frankreich, der Kulturstand, ausgedrückt in den Kräften des Volksgemüts, des Volksbesitzes, der Volkseigenart gehören Deutschland an. Man könnte auch — von den äußeren Beobachtungen der Straße her — sagen: Das Repräsentative des Lebens, gewissermaßen die Fassade erscheint durchaus französisch, das mehr I n t i m e, Unwillkürliche, Eigentliche ist deutsch. Fast alle Geschäftshilder, offiziellen Aufschriften usw. lauten französisch, die offizielle Staatssprache ist ebenfalls französisch, das gesellschaftliche Leben scheint sich mehr in französischen Formen abzuspielen, so kennt man z. B. den ganzen Reichtum des in Vereinen zusammengefaßten gesellschaftlich-deutschen Lebens fast gar nicht. Interessant ist es, die Beobachtungen auf dem Gebiete des öffentlichen Gebrauchs der Sprachen weiterzu-

führen: Man merkt oft, wie die amtliche französische Sprache die Struktur des danebenstehenden deutschen Textes beeinflusst, so daß dieser eher wie eine Übersetzung klingt; ein Beispiel aus den Parkanlagen der Stadt Luxemburg:

On est tenu de conduire les  
chiens en laisse.

Man ist gehalten, die Hunde  
an der Leine zu führen.

Um aber anzudeuten, daß der Bildungsstand des Volkes der ganzen Natur der Sache nach doch deutsch ist, mag ein Umstand genügen: Trotzdem in steigendem Maße auch die Volksschulen das Französische eingeführt haben, daß in den höchsten Klassen des Gymnasiums bereits die dominierende Unterrichtssprache darstellt, kann doch nur etwa 30 % der Bevölkerung richtig französisch. Ich sah mir in einer kleinen Buchhandlung eine recht volkstümliche Leihbücherei auf ihren Bestand hin an, es waren ausschließlich deutsche Werke; auch in den höherstehenden Büchereien der Volksbildungsvereine soll der überwiegende Prozentsatz deutsche Literatur sein. Luxemburgische Intellektuelle sagten mir, daß selbst der Gebildete deutsche Bücher leichter lese als französische, wahrscheinlich nicht so sehr wegen des Sprachlich-Technischen, sondern hauptsächlich auch wegen der größeren inneren Nähe.

So herrscht hier eine Zweiteilung des Kulturbewußtseins, man könnte in kurzer Formel sagen, schwankend zwischen Vernunft und Gemüt, zwischen kulturellem Ehrgeiz und kultureller Gegebenheit. Allerdings, dies Schwanken ebbt ab an einem Strand, der dem seelischen Eingebettetsein festeste Stützen gewährt: das ist das spezifisch luxemburgische Stammes- und Heimatbewußtsein, von dem oben die Rede war. So hat das Luxemburgertum auch sprachlich drei Pole. Denn die Mundart ist in höherem Sinne nicht nur Verständigungsmittel, sondern Ausdruck einer festgefügtten Landeskultur. Das Luxemburgische ist die Gemeinsprache des Landes. Man ist stolz auf sie, sie wird bis in die höchsten Kreise ausschließlich gesprochen (das Hochdeutsche kommt als Umgangssprache sozusagen nicht vor), es gibt eine umfangreiche luxemburgische Literatur — das Luxemburgische ist also eine richtige kleine *κοινὴ* in noch intensiverem Sinne als etwa das Schwyzerdütsch.

So wie das spezifisch luxemburgische Staats- und Heimatbewußtsein die tragende Idee des Luxemburgertums bildet, so ist auch die Sprache und das aus ihr sich ergebende engere Kulturbewußtsein die eigentliche Verankerung luxemburgischen Wesens. Und da diese Sprache und Kultur — ähnlich der Siebenbürgischen — ursprünglicher und mithin deutscher ist als die mancher anderen deutschen Landschaft, so braucht uns um den deutschen Charakter Luxemburgs nicht bange zu sein. Es muß nur jeder, der dahin kommt, die Besonderheiten und Notwendigkeiten dieses Volksbewußtseins in Betracht ziehen und nicht meinen, es könnte solches in sich begründetes Volkstum ohne weiteres über einen Ramm geschoren werden mit Provinzen, die eine ganz andere Entwicklung hatten und so auch ganz andere Ergebnisse zeitigen mußten.



# Frêi!

(Lugemburgisch)

O Fridd a Frêihêt, Himmelskanner,  
Mam Bléck sô klôr wê d'Firmamènt,  
Mam Hierz sô wârm wê Frëjôrsdoft,  
Mam Nuêm wê ê kèng schëner kènnt,  
Wât hu mir lãng op iech gehofft!  
Wât wore mir am Iweldrim,  
Wê dir am Hêmechtshaus gefélt!  
Wê Kanner dë Kèng Èltern hun  
Ann Honger leiden, Dúsch a Kêlt.

Dir kömt — a vun all Zwank erlést,  
Huet opgeôtemt Biêrg ann Dal,  
Wê an der lerd et schafft a schësst,  
Wann nuets e wârmes Dâ gefal.

En Èjemier wãlt dÛrch d'Gewãn,  
Wuer êre Fôss trôtt, blët all Rêis;  
Eng Schaffensstréd licht aus den Á'n,  
Dë mecht onst Land zum Paradêis.

O Fridd a Frêihêt, Himmelskanner,  
Mir hun êr Gnôd a Gonscht erfuêr,  
Si ass ons Gold a Sölwer wiert;  
Mir hun iech Dank ann Trei geschwuêr,  
O sént ons Hand ann Haus ann Hêrd!

A wa vu Fréd ons Âe blénken,  
Wel mir ons glécklech könne so'n:  
Da soll ewê òng Fanfar klénken  
Dât feirecht Lidd vum Feierwôn:

„Kommt hier aus Frankreich, Belgie, Preissen,  
„Mir wöllen iech ons Hêmecht weisen;  
„Frôt dir no alle Séiten hin,  
„Mir wölle bleiwe wat mer sin!“

# Luxemburgisch-siebenbürgische Beziehungen namentlich in der Sage

von Universitätsprofessor Dr. Richard Huß-Debrezin

Wenn auch die Forschungsergebnisse nach dem 12. Jahrhundert hin noch ausstehen, die über den Sprachstand des Luxemburgischen im Verhältnis zum Siebenbürgischen in jenem großen Kolonisationszeitalter Aufschluß geben sollen, so ist doch auf Grund der heutigen Sprachverhältnisse bereits zur Genüge festgestellt worden, daß das Auswanderungsgebiet der Siebenbürger Sachsen das Land zwischen Mosel und Niederrhein, also die ganze Landschaft des Mittelrheins gewesen ist.

In diesem weiten Gebiet mit seinen Kulturmittelpunkten und Bischofsvororten Köln und Trier sammelten die flandrischen Kolonisatoren ihre Kolonistenscharen, die sie in den zu besiedelnden Osten bis nach Siebenbürgen hinunter führten. Besonders in Köln, als dem damaligen Hauptverkehrspunkt nach dem Osten scheinen sich die großen Wanderungszüge zusammengeschlossen zu haben; denn dorthin deuten nicht nur geschichtliche Nachrichten, sondern von dort geht vor allem die Hauptverkehrsstraße nach dem Osten aus, die durch Mitteldeutschland quer durch, im Obertale aufwärts, über den Jablunkapaf bis nach Siebenbürgen, in das königliche Desertum herein und nach Hermannstadt führt.

Die Mosel- und Rheinlande waren zu jener Zeit ein geschlossenes Verkehrsgebiet, das erst recht auch kirchlich zusammengehörte. Und die Kirche war an der großen Kolonisation des Ostens nicht minder beteiligt, als politische Faktoren. Namentlich für die Besiedlung Siebenbürgens scheint ihr mindestens ein ebenso großes Verdienst zuzukommen, wie den politischen Faktoren, die mit dem König die Ansiedlungsverträge abschlossen.

Nach dem 12. Jahrhundert änderten sich die Verkehrsverhältnisse am Mittelrhein und der Mosel. Die Mosel mit ihren Seitentälern nach den Ardennen hinauf trat in dem Handelsverkehr allmählich zurück. Auch politisch wurden diese Gegenden immer mehr isoliert. Und Luxemburg, das von der Römerburg Andetamala her als Luciliburnhut, Lucilieburg („kleine Burg“ in der Volksauffassung) benannt wurde, ging schon vom 10. Jahrhundert an als Mittelpunkt des Waver-, Mosel- und Ardennengauges seine besonderen Wege. Nach dem 12. Jahrhundert aber schied es aus dem großen rheinischen Verkehrsgebiet allmählich ganz aus.

Dies hatte sprachlich seine Folgen. Während in den Mittelrheinlandschaften, namentlich bis zur Eifel etwa, sich ein einheitliches Sprachgebiet herabbildete, das kölnischen Mundartcharakter durchführte, schritten auch die Mosellande zu einer gewissen Vereinheitlichung oder Ausgleichung des Sprachcharakters fort, den wir heute als Moselfränkisch gegenüber jenem als dem Ripuarischen ansprechen. Das Luxemburgische aber blieb mehr oder weniger eine sprachliche Reliktlandlandschaft, die schon aus diesem Grunde mit dem Siebenbürgischen die meiste Übereinstimmung zeigt: — weil sie jenen gegenüber altertümlicher ist und daher dem Siebenbürgischen noch näher steht.

Aber dies sind nicht die einzigen Gründe, die tatsächlich für eine große Beteiligung auch des heutigen luxemburgischen Ländchens an der siebenbürgischen Besiedlung geltend gemacht werden können. Es gibt deren viel positivere.

Das sind zunächst allzu deutlich sprechende Ortsnamen und siebenbürgische Familiennamen, die auf typisch luxemburgische Orte hinweisen. So sind luxemburgisch die siebenbürgischen Ortsnamen: Neidhausen, Stolzenburg, Sassenheim (Sußsom), Thalheim, Schaas, Kreisch (= Greisch), Kirchberg, eventuell Mühlbach, Nöfen (nach dem luxemburgischen Heiligen Dionysius benannt), Buß, die auch die Familiennamen Buß, Nöfner, Thalheimer, Schaafer, Kreischer usw. erklären. Auf die luxemburgischen Ortsnamen Eich, Roodt, Girsch, Wahl, Radelingen (mundartlich Reidel), Fels, Remerschen, Schengen (< Scheinen), Bülz, Belles, Köfer, aber deuten die Familiennamen der Eichner, Rößh, Girsch und Kircher, Wohl, Reidel, Fels und Filtz (auch in Luxemburg Filtz), Römischer, Scheiner, Bülz, Bellesch, Közler; Schuller geht auf den luxemburgischen Ort Schu(wi)ller (= Schuweiler) zurück; Theiß ist wie luxemburgisch Theiß aus Mattheiß = Matthias entstanden; Trausch bedeutet wie im Luxemburgischen Gestrauch; Barthelmäß und Barth erklären sich von dem luxemburgischen Heiligen Bartholomäus her, wie auch die Blasi von dem Heiligen Blasius und die Neckel und Kloss, wie Kloss von dem Heiligen Nikolaus her. Und schließlich sind die Flurbezeichnungen Diedenhiesen bei Großheuern und Lezebärg (Hügelfette) bei Deutschkreuz nichts anderes als Diedenhofen und Lägeburich (= Luxemburg).

Schon diese wenigen Beispiele, die sich stark vermehren lassen, beweisen, daß der luxemburgische Anteil an der siebenbürgisch-deutschen Besiedlung kein geringer gewesen sein kann und daß die bisherigen Resultate der Mundartenvergleiche im großen und ganzen nicht falsch sind.

Nichts anderes ergibt sich aber auch, wenn wir näher zusehen und Sitte und Brauch ins Auge fassen. Von der Geburt und Taufe bis zu den Hochzeitgebräuchen und dem Begräbnis lassen sich in Siebenbürgen zahlreiche Parallelen nach Luxemburg hin feststellen, über die an anderem Orte berichtet werden wird. Freilich hat weiters auch die Eifel und das ganze Rheinland und Moselland seinen Teil an solchen Parallelen. Typisch aber weist gerade das „Bockeln“ d. i. Schleierstecken der Frau beim sonntäglichen Kirchgang auf die moselländisch-luxemburgische böf = Haube hin, die die luxemburgische Frau heute noch trägt.

\*

Reichhaltig und schön aber ist der siebenbürgische Sagenschatz, dessen luxemburgische Züge nicht zu verkennen sind und nach dem Gesagten unbedenklich in Vergleich gestellt werden dürfen. Auch hier verengen sich die Fäden in dem großen flandrisch-moselfränkischen Auswanderungsgebiet immer mehr gegen Luxemburg hin.

Auf allgemein fränkischer Grundlage ruht die Sage von der „Wasserfrau und ihren zwei Söhnen“, die Michael Albert so schön in seinem Gedichte Isgau dargestellt hat. Sie ist an der Straße von Reß nach Mehburg (= „größere Burg“,

wohl im Unterschied zur Vorstellung von einer „kleineren Burg“ (=Lüzelburg) heimisch. Sie erzählt von zwei Söhnen dieser Wasserfrau: Ffian und Ffgau, in welchem letzterem der Stammesheros der Franken Ffio (oder Ffio) zu erkennen ist. Es ist die einzige lebendige Stammes Sage noch, wie sie Tacitus für das fränkische Ffäbönentum aufgezeichnet hat. Die Verquickung mit einer Wasserdämonensage ist offensichtlich, wie auch mit einer Sagenform, wo der eine Sohn, ein berühmter Kriegsheld (worauf auch der Name Ffian deutet), aber grausam zu seinen Untertanen ist, von diesen verjagt und der andere (Ffgau) König und ein milder Herrscher wird. Seine Königsburg (Mehburg) stand in der Nähe des Sees, wo die Wasserfrau wohnte. Als die deutschen Einwanderer vom Niederrhein in das Land kamen und den Wald rodeten, trocknete der See aus und Ffgaus und seiner Mutter Leben verlosch langsam wie das einer Lampe, der das Öl ausgeht.

Die Anwendung der Sage auf die Kolonisation spricht sich deutlich aus, deutlich aber auch die lokale Anwendung der mitgebrachten Ffgausage. Ffgau erhält einen Bruder Ffian, der auf einen einheimischen Herrscher gedeutet werden könnte.

Dann kommt die Selbstregierung des Volkes durch Ffgau, der aber schön verscheidet, als das Volk durch Kultivierung des Landes zu neuer Lebensform übergeht. — Die Wasserfrau selbst ist nur in Mittel- und Norddeutschland bekannt.

In die Gegend der Rheinmündungen deutet die siebenbürgische Herkunftssage in Bodendorf, die erzählt: „Unsere Vorfahren wohnten am Meere, wo vier Flüsse einmünden, alle aber kommen nur aus einem.“ Bodendorf liegt in der Nähe von Mehburg, und wir sehen, wie gerade hier die speziell siebenbürgische Herkunftssage sich neben der fränkischen Abstammungssage erhalten hat.

Kann diese Sage nur flandrischer Natur sein, so ist jene zweifellos noch altfränkischen Ursprungs. In der Ffgausage aber spielt augenscheinlich der Grendelmithus hinein, wonach Grendel mit seiner Mutter im Sumpfe am Meere wohnt und schließlich beide ums Leben kommen.

Eine Sage vom Grendelmoor aber findet sich in Nordsiebenbürgen auf Senndorfer (Sellendorfer) Gemarkung. Das Grendelmoor entstand, als ein Bauer, der, im glühenden Sonnenbrand ackernd, die Hitze nicht mehr ertragen konnte und mit dem „Kulter“ (Pflugmesser) nach der Sonne hieb, worauf er mit Pflug und sechs Ochsen versank. An der Stelle der Ackerländer aber blieb ein Sumpf zurück. Wer erkennt darin nicht die Mythenanwendung (eines ingwäonischen Mithus) auf sumpfiges Ackerland, das dem Pfluge und der trocknenden Sonnenhitze trotzt.

Das Land war aber nicht überall sumpfig und von Wald bedeckt. Vernachlässigt war es, als unsere Vorfahren hereinkamen; Wald und Gestrüpp hatte es überwuchert auch da, wo einst gute Straßen Handel und Verkehr vermittelt hatten; Sümpfe waren entstanden, wo noch die römischen Legionen auf ihren festen Straßen marschierten. Der traurige Zustand dieses mit Recht Desertum genannten, zum Ödland gewordenen Landes, dem die neuen deutschen Einwanderer aufhelfen sollten, konnte gewiß in ihrer Seele alte Sagenformen, die schon verblaßt und fast erstorben waren, zu neuem Leben erwecken.

Von den Bergen grüßten alle Bautrümmer hernieder, Burgen und Türme, deren Geschichte im Lande niemand mehr kannte.

An diesen wurden alte mitgebrachte Sagen wieder lebendig. Und merkwürdigerweise deuten sie größtenteils nach Luxemburg hin.

Sind es auch nicht die siebenbürgischen Riesensagen mit ihren Riesenbauten, oder Riesenburgen, die hier Anschluß nach Luxemburg fanden, so sind es doch auffallende Heidensagen von Heidenstädten und namentlich Schatzsagen, die auffallende Übereinstimmung zeigen.

In Luxemburg scheinen Riesensagen nicht recht heimisch gewesen zu sein. Als Erbauer oder Bewohner von alten römischen, in Trümmern liegenden Baulichkeiten hat die spätere luxemburgische Sage meistens die Tempelritter eingesetzt. Auch die Riesenspielzeugfage, die sich in Deutschland fast in allen Gebirgsgegenden findet, ist bis jetzt in Luxemburg nicht nachgewiesen worden. Der Grund mag der sein, daß seit der deutschen Besiedlung die Bevölkerung dort wenig gewechselt. Auch befanden sich dort in Römerzeiten keine Verteidigungs- oder Wachttürme und dergleichen auf den Bergspitzen wie in Siebenbürgen, oder am Rheine, die diese Sagenformen auslösen konnten. Wohl aber standen die alten Römerstädte und Dörfer (villae) noch, die mehr oder weniger dem Heidentum wieder verfallen waren. Der heilige Willibrord entfaltete ja hier seine große Befehrungstätigkeit. Was also in Siebenbürgen an Riesensagen auflebte, kann nicht aus Luxemburg herkommen, wohl aber von der unteren Mosel und vom Rheine her. Statt der Riesen erscheinen in Luxemburg also eher „Heiden“.

Im nordsiebenbürgischen Burghallen, wo das römische Arcobadara stand und auf dem Kirchhof und Friedhof noch heute Mauerreste des großen Castrums ausgegraben werden, erklingt eine Sage von einer verschwundenen Stadt.

In Ellingen, in Luxemburg, das an der Römerstraße Luxemburg—Remich liegt, aber wird eine Sage von einer reichen Heidenstadt erzählt, die am Eingang des Waldes von Ellingen stand, wo bei der Zerstörung ein goldener Bock in einem unterirdischen Gemach zurückblieb.

In Luxemburg wie auch in Siebenbürgen werden durch einen seine Herde weidenden Hirten altes Gemäuer und Schätze aufgedeckt.

In Luxemburg ist dies bei Ellingen der Fall, wo der Hirt, der stets an die Burgschätze denkt, als er einmal Wasser aus dem Burgbrunnen holt, zwei Männer in wallenden Mänteln mit Kesseln voll Goldmünzen auf sich zukommen sieht; sie heißen ihn das Wasser ausgießen und füllen ihm die Eimer mit Gold.

Und auf der Spitzburg bei Sächsisch-Regen, wo eine römische Befestigung stand, deren Umwallung und Turm noch erkennbar sind, liegt ein Schatz im Berge, der sich zuweilen öffnet. Ein Hirte, der dort seine Herde weidete, bemerkte einst eine Öffnung und trat hinein, ungeheuere Schätze erblickend. Als er aber hinausging, um seinen Wagen zu holen, fuhr die Öffnung krachend zu — er war noch im rechten Augenblicke entronnen.

Auch in Mettersdorf im Nöznerland (Nordsiebenbürgen) gelangt ein Hirte,

den ein Gewitter überrascht, nachts in ein Schloß, dessen erster Besitzer aber gestorben, so daß es in demselben nicht mehr geheuer war. Er nahm nichts von den Schätzen, erzählte aber sein Erlebnis, worauf das Schloß zerstört wurde.

In Luxemburg werden „Heidenschlösser“ zu Vichten und sonst von der Sage umflort. Die Urel-Ettelbrücker Römerstraße führt bei Vichten vorbei. An der Vichter Bäch bei der jetzigen Mahlmühle befand sich einst eine römische Schmiede und Hüttenwerk.

Die Sage berichtet, daß etwa 500 m nördlich ein Schloß auf dem Wäkeknapp gestanden habe, wo ein Heide wohnte. Derselbe trieb Ackerbau mit silberner Pflugschar. Und gegenüber im Scheuerbusch saß ein anderer Heide, der mit goldener Pflugschar ackerte.

Es ist eine Sagenform, wie sie von den Ungerscher (Ungersdorfer) und Reissener Riesen in Nordsiebenbürgen in anderer Variation erzählt wird. Diese erscheinen als Holzfäller, haben aber nur eine Axt, die sie einander über das Tal hinweg zureichen. Auf der Sattelburg und Spizburg bei Sächsisch-Regen, die ebenfalls von römischem Gemäuer künden, wie in Ungersdorf und Reissen, ist es ein Sieb, das die Hünen gemeinsam benützen.

Für die Siebenbürger Riesenspielzeugsage aber ist es nicht unwichtig, daß die Luxemburger Riesen selbst Ackerbau treiben.

Ob im nordsiebenbürgischen Heidendorf, wo die Sage auf der Bergspitze von einer Hünentrappe (hëintrapp) berichtet, nicht nach der Volksvorstellung eigentlich ein „Hünendorf“ zu sehen wäre, dessen mundartlicher Name Hëindruf auch den Begriff „Heidendorf“ = hë'(d)ndruf umfaßt, wie es urföndlich Pagani villa nach den noch heidnischen Bisseni (ung. Bessenyö) benannt wurde, wäre noch zu untersuchen.

Von jenen Luxemburger Heidenschlössern aber berichtet die Sage, daß in den Schloßkellern sich noch bester Wein verwahrt finde. Vom Nözner (Bisstriker) Burgkeller geht die gleiche Sage.

Die luxemburgische Sage aber erzählt weiter: Der Eintritt in die Schlösser stehe nicht jedem offen. Einst hätten Schnitter scherzweise eine Magd nach Wein hingeschickt, die auch wirklich solchen mitbrachte.

Auch Sagen von versunkenen Schlössern sind in Siebenbürgen heimisch wie in Luxemburg. Dieses weist eine ganze Gruppe solcher Sagen in Ober-Kerschen, Dippach, Holzem und Leudelingen auf. In Ober-Kerschen und Leudelingen versinkt das Schloß in einem Moor (in Ober-Kerschen im Bofferdinger Moor), weil die Besitzer hartherzige Leute sind und das arme Volk mit Hunden weghegen.

In Mettersdorf in Nordsiebenbürgen knüpft sich eine im Grunde ähnliche Sage an ein Kloster, das „beim Pfaffenbrunnen“ in einem Sumpf versunken sein soll, weil die Mönche, die ein sittenloses Leben führten, der Schrecken der ganzen Gegend waren.

Auf der Burg zu Ehnem in Luxemburg aber werden den Templern solche Greuelthaten nachgesagt, wie in Mettersdorf den Mönchen. Als ihre List, die Pferde verkehrt zu beschlagen, mißglückt, wird die Burg zerstört.

Besonders häufig sind die Schatzsagen, die sich meistens an Orte römischen Ursprungs knüpfen. In Siebenbürgen sind die alten Schätze ohne Fluch; sie dürfen ungestraft gehoben werden, nur darf der Betreffende selbst nicht fluchen. Meistens werden diese Schätze von irgend einem Tier bewacht.

In Echternach und Useldingen sitzt der Schwarze Hund auf den Schätzen, oder der Goldkiste. Bei Echternach wieder sitzt ein verwünschter Graf in der Wolfschlucht. Da erblicken zwei Mädchen auf gleißender Goldkiste in einem Felspalt einen schwarzen Hund mit funkelnden Augen. In Bistritz findet sich eine ähnliche Sagenform.

Schlangen bewachen Schätze auf der Schoreburg bei Folschet in Luxemburg (Schnorellerschloß). Man denkt unwillkürlich an den Schorschberg bei Halbelagen, auf den die Sage eine Burg verlegt und an dessen Fuße ein unterirdisches Gewölbe Schätze birgt. Auch unter den Trümmern der Schoreburg befindet sich ein Schatz, den der Teufel bewacht. — Im Sanertal oberhalb der Felsmühle bei Echternach hatte ein böser Mann Schätze gesammelt. Bei einem Gewitter spaltet sich seine Felshöhle und er wird in einen schwarzen Hund verwandelt, als der er nun die Schätze hütet.

In Sächsisch-Regen ist eine Frau mit weißer Schopphaube die Schatzhüterin. Und auf Scheid bei Rosport in Luxemburg verschrecken weiße Frauen die Schatzgräber.

Un die Felsler Burg heftet sich eine Sage des 13. Jahrhunderts. Der Felsler Ritter liegt in Fehde mit den Templern von Heringen, denen ein Verräter die Burg überantwortet. Die Burgfrau stürzt sich samt ihrem Kinde in den Brunnen. Die goldene Wiege ist heute noch im Brunnen, wo sich eine ungeheuerere Höhle befindet, in der die Herren von Fels ihre Schätze verwahrten. Ein Drache, eben jener Verräter, bewacht denselben, denn zur Strafe ist auch er in den Brunnen geworfen worden. Der Zug, daß die Schätze bei Belagerungen in eine Höhle versteckt werden, findet sich auch in Jaad, wo ein deutscher Ritter gehaust haben soll. Auch die Jaader Burgschatzsage dürfte auf einem römischen Wachturm an der Grenze des Römerreiches beruhen. Und den templerischen Ausbau kann die Luxemburger Sage erst im 13. Jahrhundert erfahren haben.

In Scheid bei Rosport erscheint auch der „Schwarze Peter“ als Schatzhüter. Und in Niederforn bei dem Berge Raashtel (röm. Castellum), im Klockebur bei Reckingen, wie auf dem Tumulus beim römischen Friedhof von Grewenknappe versuchen der mit dem „Roten Kleid“, mit der „Roten Mütze“, oder der „Rote Peter“ verborgene Schätze zu heben; in Eschet ist es der mit der „Roten Hofe“. Und im Schwengert bei Remich, das in der Richtung der Luxemburger Römerstraße liegt, erscheint der „Rote Mann“. Das „Rote Männchen“ aber spielt in den Bistritzer Sagen eine große Rolle; leider sind dieselben vollständig verblaßt. (Ob in dem Roten Königsrichter von Repp, der nach seinem roten Mantel so benannt war, etwas Sagenhaftes dieser Art nachklingt, ist ungewiß. Jedenfalls ist er später in die Faustsage, mit dem Zaubermantel hineingewachsen). Der Rote Mann von Rodingen erschien einem Manne beim Ochsenbrunnen und wurde so groß, daß

dieser ihm nicht mehr zum Kopfe sehen konnte. Auch in Merscheid erscheint eine Variation dieser Sage.

Außerst typisch sind die Sagen vom Geldfeuer und Geldblühen.

In Tüntringen, Rosport, Bus, auf dem Leichemsberg zwischen Reichlingen und Ewerlingen, in Ober-Unwen und Manternach, im Wald zwischen Limpach und Sassenheim, in Rechingen a. Meß und Strassen, zwischen Heisdorf und Wolferdingen, in Weiler zum Turm und auf dem Krautmarkt zu Luxemburg, besonders aber auf dem Titusberg bei Rodingen, wo sich der Sage nach ein sogenanntes Tituslager befunden haben soll, soll Geld blühen. — Die meisten dieser Orte liegen im Bereich der Römerstraßen. An dem Geldfeuer bei Marienthal halten zwei schwere Hunde Wache. Auf dem Titusberg haben Schatzgräber eine Kiste Geld entdeckt. Eine halbe Stunde entfernt ist der Gälzloch zwischen Beles und Esch. Dort, wie auch im Burmeringer Pfarrhaus, soll ein Goldenes Kalb vergraben liegen; tatsächlich wurden im Galluswalde römische Münzen gefunden. Auch auf der Kahlerplätz in Vianden brennt alle sieben Jahre Geld. Auf der Kiste im Brunnen sitzt ein großer feuriger Hund. Ebenso brennt im Hexenloch des Schlosses, wo Yolande saß, Geld.

Im Roten Turm bei Hermannstadt sitzt auf einer Schatzkiste in einer Höhle ein Silberner Ochse. Und nach Miles (ex 1551) saß eine Guldene Schlange auf einem Schatz, der unter den Wurzeln eines Baumes im Streßfluß bei Deva gefunden worden.

In Nordsiebenbürgen ist das Geldblühen ein allgemein verbreiteter Sagen-glaube, der besonders stark im Nösnerland und in Nösen (Bistritz) selbst zum Ausdruck kommt.

Typisch für Luxemburg aber ist die vielverbreitete Sage, daß Kohlen, namentlich verlöschende Kohlen zu Gold werden: Entweder will eine Magd Feuer machen und geht nach „Feuersamen“, oder es legt ein Mann eine Kohle auf seine erkaltete Pfeife. In beiden Fällen erlöschen die Kohlen und verwandeln sich in Gold. Das rasche Verlöschen veranlaßt die Magd, öfter nach Kohlen zu Männern, die wortlos um ein Feuer herumsitzen, zu gehen. Beim drittenmal wird sie gescholten. Manchmal sitzt auch ein großer Hund beim Feuer, das er gleichsam hütet. Als die Magd zum Herd zurückkehrt, findet sie anstatt der erkalteten Kohlen Goldstücke vor. Dieser Sagentypus erscheint in Bus, Rosport, auf dem Leichemsberg, in Rehlen, Remich, Schwebfingen, zwischen Wintringen und Schwebfingen, in Mörstroff, Echternach, Filsdorf, Medernach, Manternach, Mecher, Wilz, auf dem Johannisberg zwischen Budersbach und Rail, in Strassen, Borghorn, Hohfels, Rail, Eschdorf, Steinheim, Urspelt und in Rontern.

Auch hier liegen die meisten dieser Orte entweder an oder im Bereiche von Römerstraßen.

Etwas variiert findet sich dieser Sagentypus in Siebenbürgen in Nösen: Nach Beobachtung von Geldblühen wird ein Kessel ausgegraben, in dem schwarze Kohlen sich finden. Als sie einem Zigeuner auf das Fenster geworfen werden,

findet dieser am nächsten Morgen eine Menge schöner Goldgulden vor. Und in Mettersdorf verwandeln sich in einem hölzernen Fäßchen aufgefundene Schnecken in Silberzwanziger. In der Rond (Steinseite) bei Sächsisch-Regen aber wird ein Pferdekopf mit Fröschen gefüllt gefunden, die zu Goldstücken werden.

Der Pferdekopf spielt auch in einer Luxemburger Sage eine Rolle. Auf der Poscheider Burgruine findet ein Jude einen scheußlichen Pferdekopf mit einjährigem „Häselerschöß“. Er entflieht vor Entsetzen.

In Niedertorn werden auf dem Berge Raashtel in einer Kiste Bohnen gefunden, die am anderen Tag in Gold verwandelt sind. Zu Wichten in der Wampacher Hiehl gräbt ein Mann einen Topf voll Blättern aus: Dieselben hätten sich in Gold verwandelt, wenn er hineingespien, oder einen Rosenkranz hineingeworfen hätte.

Gesprochen darf beim Schatzheben nicht werden. In Reckingen a. Meß verschwand ein Schatz beim Sprechen; ein riesiger Hund saß an dessen Stelle. So ging es auch mit einem Schatz, den ein Wichtlein am Felde bei Dondelingen, oder ein Zwerg im Scheuerbrunnen bei Wichten zeigt. Als Saarburger Arbeiter bei Rehlingen am rechten Moselufer eine schwere Kiste aufgruben und der eine rief: Mer hun se, versank sie. Auch in Wichten versank eine goldene Wiege aus diesem Grunde. In Gilsdorf im Häschelt befindet sich unter einer Haselstaude ein Schatz, der sieben Jahre immer höher steigt und dann wieder sieben Klafter tief sinkt. Zwei Männer, die das Glück hatten, ihn zu finden, redeten beim Heben —, da versank er.

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Zahlreiche ähnlichen Sagen finden sich in Siebenbürgen. In Nösen, im alten Minoritenkloster ist auch ein Schatz unter einem Hollunderstrauch verborgen. „Unter dem Stein“ hinter der Burg verschwindet ein durch eine weiße Gestalt angezeigter Schatz, weil der Schatzgräber einen Teufelsfluch ausstößt. Und in Klein-Bistritz entführt eine Sau einen in der Goldkaul gefundenen Schatz, weil die Leute beim Wegschaffen fluchen. — Auch Luxemburg kennt eine Goldkaul bei Rehlen, wo die „Wichtelcher“ den Bauern bei der Arbeit behilflich sind.

Die wertvollsten Parallelen aber bietet der Typus einer luxemburgischen Schlangensage, die dort in vielen Variationen vorkommt. Es ist eine gutmütige Schlangenart, die auch auf das Schatzesammeln bedacht ist. Nur dürfen diese Schlangen nicht böswillig gereizt und bestohlen werden. Sie haben auch die Fähigkeit, mit Pfeilgeschwindigkeit durch die Lüfte zu schießen, weshalb sie „Schießschlangen“ genannt werden. Sie tragen auf dem Kopfe ein Krönchen aus Edelsteinen. Wird ihnen dieses geraubt, so zerschlagen sie sich den Kopf an einem Stein. Häufig sind sie gute Kameraden kleiner Kinder.

In Rodingen lebte einst ein kleines Mädchen, das sich nur von Milch und Brotschnitten nährte. Diese verzehrte es stets im Hausflur, wo eine Schießschlange sich zu ihm gesellte und mitaß. Eine tiefe Freundschaft entwickelte sich zwischen beiden. Als man das Kind im Winter nicht mehr hinauslassen wollte, weinte es, da sein Willi (Vöglein) nun nichts zu essen habe. Die Eltern aber beschlossen,

die Schlange zu töten, schickten das Kind von seinem Essen weg und erschossen die Schlange. Aus Gram darüber starb das Kind.

In der Oberen Vorstadt von Bistritz (im Kráewelt) findet sich dieselbe Sage. Ein Kind teilt mit einer weißen Blindschleiche, die es Pipi nennt, sein tägliches Essen. Die Schleiche hatte Glück in das Haus gebracht. Als sie erschlagen war, schwand dasselbe. Dies erklärt sich daraus, daß diese Schlangen Scházesammler sind.

Auch die luxemburgischen Hegerensagen zeigen auffallende Übereinstimmung nach Siebenbürgen hin.

In Balzem wird erzählt: Reiche Leute hatten zwei Knechte, von denen der eine gut genährt, stets fröhlich, der andere aber unzufrieden, immer gierig und dabei mager war. Zu dem letzteren kam nämlich nachts immer eine Heze, denn er lag vorne im Bette. Vom anderen einmal befragt, warum er so schlecht aussehe, bat dieser ihn, sich einmal vorne hinzulegen. Um Mitternacht erschien die Heze in langem, weißem Gewand und warf dem starken Knecht einen Zaum über, wodurch er in ein Pferd verwandelt wurde, mit dem sie auf einen Berg zum Hegerenball galoppierte. Das Pferd aber macht sich dort aus seinem Zaum los und wird wieder Mensch. Als die Heze kommt, wirft der Knecht nun ihr den Zaum über und reitet heim. Am nächsten Morgen fehlt die Hausfrau. Der Knecht aber läßt das Pferd beschlagen; dann reißt er ihm den Zaum herunter und entlarvt die Heze.

In Klein-Bistritz im Nösznerland wird das Gleiche erzählt. Die Heze ist die Pfarrerin. Auch in Sächsisch-Regen findet sich eine solche Sage: „Die Trude und der Schmiedelehrling“. Da wirft die Meisterin immer dem Gesellen den Zaum über und reitet zur Hegerenversammlung. Schließlich will niemand mehr dort Geselle sein. Der Lehrjunge aber, an den nun die Reihe kommt, packt die Heze, wirft ihr den Zaum über und reitet stracks vor die Schmiede, um das Pferd beschlagen zu lassen. Nachher führt er einen tollen Ritt mit ihm aus. Müde schleicht die Heze ins Bett. Am nächsten Morgen ist die Meisterin krank, will aber keinen Arzt haben. Als man ihr das Bettuch wegreißt, kommen die Hufeisen an Händen und Füßen zum Vorschein. Fluchend und verflucht fährt sie zur Hölle.

Rörich in Luxemburg, wo sich der typische Hegerenversammlungsort auf der Röricher Heide an der Römerstraße befindet, kennt auch eine Variation dieser Sage.

Hierher gehört auch die Sagenform von Heiderscheidergrund an der Ettelbrücker Römerstraße, und von Mettersdorf in Nordsiebenbürgen. Die Hegeren erscheinen hier als Razen. Einem Müller in H. wurden 30 Knechte hintereinander umgebracht. Da kommt einer, der ist pfißfig: Als nachts 4 Razen erscheinen, um ihn ins Rammrad zu werfen, haut er der einen eine Vorderpfote, der anderen eine Hinterpfote ab, die 3. verwundet er anders. Es war die Müllerin mit ihren Freundinnen.

In Mettersdorf, das in der Pestzeit sozusagen ausgestorben war, finden zwei Bistritzer in dem Hause ihrer Verwandten 11 Razen. Eine will gerade zu dem kleinen Mädchen in die Wiege springen, als ihr der rechte Fuß abgeschlagen wird; die anderen verschwinden. Es zeigt sich, daß es eine Menschenhand sei. Am nächsten

Morgen liegt die Pfarrerin ohne rechte Hand im Bette. Die abgeschlagene Hand aber trägt den Ring der Pfarrerin mit ihrem Namen.

Ähnliche Sagen von verletzten Raken, die sich als die Herrin entpuppen, kennt noch Esch a/S., Rodingen, Machtum, Dommeldingen, Wilz, Remich, wie auch Rörich. Die Luxemburger Herkunft der Mettersdorfer Sage ist wohl kaum zweifelhaft.

Als Rabe erscheint die Heze in Wahl und wird vom Blitz erschlagen, wie die Rake in Rodingen, und damit die Frau, erschossen wird. In Manternach wird eine Rake verprügelt; am nächsten Morgen ist die Schloßfrau krank.

Rörich ist auch nach einer anderen Sage der Hexenversammlungsort.

Befindet sich eine Heze an entferntem Ort, so reibt sie sich mit einer Flüssigkeit unter den Armen und ruft: „Iwer Hecken an Traisch!“ Sofort fährt sie blitzschnell „über Hecken und Gesträuch“ dorthin, wohin sie will.

Ein Junge, der die Tochter einer Heze liebte, beobachtete dies, hatte aber den Spruch nicht gut verstanden und zerlegt kam er in Folge seines Sprüchleins: „Durch all Hecken an Traisch“ auf der Rörider Heide an.

Wieder ist es Nordsiebenbürgen, das diese Sage kennt. In Sächsisch-Regen beobachtete ein Soldat im Quartier einer alten Frau, wie diese sich nachts am Herd unter beiden Achseln mit einer Salbe einstrich und zum Schornstein hinausfuhr. Bevor er ihr dies nachmachte, band er sich an den Webstuhl fest. Dieser aber flog mit ihm mit und der Ofen donnerte dabei zusammen. In einem erleuchteten Saale ankommend, fand er auch seine Alte unter vielen jungen Herren und alten Damen. Man aß, trank und tanzte dann, der arme Soldat immer mit seinem Webstuhl, bis er seine Seele Gott empfahl und alles verschwand. Am Morgen befand er sich unter einem Galgen, wo das zertretene Gras noch von dem wilden Reigen dampfte. Seine Wirtin aber band ihn vom Webstuhl los und sie gingen nach Hause, wo es hieß, der Blitz habe in den Rauchfang eingeschlagen.

Anmerkung: Eine Variation dieser Sage ist schon im Jahre 1754 durch einen kaiserlichen Offizier aus Siebenbürgen am Rheine erzählt worden (wie Alemannia X, 254 berichtet wird). Wahrscheinlich war seine Erzählung durch eine ähnliche dort geltende Sage ausgelöst worden.

In Mühlbach ist die gleiche Sagenform ebenfalls mit dem Webstuhl verquickt. Des Webers Frau ist eine Heze, die sich mit Hexensalbe einschmiert und zum Schornstein hinausfliegt. Der Weber folgt auf gleiche Weise mit dem Webstuhl nach auf einen Berg, wo die Hexen mit dem Teufel versammelt sind. Er erhält ein Buch, die Hexerei zu studieren, usw.

Auch die Sage vom Kronstädter Studenten, der auf seiner Fahrt nach Jena bei einer Rumänin einkehrt und sieht, wie diese sich aus einem Töpfchen einschmiert und durch den Ofen hinausfährt, ist nur eine Variante derselben Sage. Der Student bindet sich auch an den Webstuhl an, schmirt sich dann mit der Salbe und donnert ebenfalls durch den Rauchfang hinaus. In dem Palast, wohin er gelangt, geht es ihm ähnlich wie dem Mühlbacher Weber. Er soll sich in ein Buch eintragen.

Als er dabei Gott anruft, ist alles verschwunden. In dem Buch aber stehen die vornehmsten Herren von Jena auch drin.

Gefährlich sind die Hexen auch den Tieren, namentlich den Rühen, die sie aus der Ferne melken können.

Das „an der Achse melken“ ist in Siebenbürgen nichts anderes als in Luxemburg das „Melken an Stöcken“. Hier spielt schon ein gewisser Aberglaube herein.

Das Klopptreinchen in Manternach, das der Herr von Verburg rufen ließ, um seinen Hexenspaß anzusehn, befestigte zwei Stöcke am Ramin, strich dieselben und molk so den Rühen die Milch ab. Auch in Rörich stehlen die Hexen den Rühen die Milch, indem sie Klöppel (Knüttel) in die Häscht (Ramin) hängen und daran streichen. So buttern sie auch auf Kosten anderer Leute, indem sie den Vers sprechen:

Botter, botter, beichel dech! (buttere)  
Mir e Komp voll,  
Da mächen ech mei Komp voll.

Mit einem roten Lappen bewerkstelligt das alte Mariechen in Ettelbrück das Milchstehlen, indem sie denselben streicht.

Wie solche Sagen, die sogar bis ins Altertum hinaufreichen und im Aberglauben ihren Ursprung haben, der eigentlich nichts anderes ist, als die „symbolische Zusammenfassung der Advorteilungen im Wirtschaftsleben“, hat Karl Vessel (Luxemburg) gezeigt, indem er dies „im Zusammenhang mit der altrömischen Sage vom Zauberer Dardanus, der durch Beschwörungsformeln das Getreide der benachbarten Felder in sein eigenes hegte“, klarstellte. Seine neue Untersuchung „Landwirtschaft und Hexenprozesse“ unterstreicht nur jenes Resultat, wenn er nachweist, daß „die Form“ der im luxemburgischen „Sagenschatz niedergelegten Märlein und Geschichten durch die Aussagen der Zeugen und Angeklagten der Hexenprozesse entscheidend beeinflusst worden ist.“

Dadurch ist aber der aberglaubenhafte Sagenkern nicht verändert worden. Denn die Hexenprozesse griffen nur etwas auf, was aus der alten Sagenform wieder in den Aberglauben getreten war, wenn es auch als solcher nie ganz erloschen war.

Anders hätten alle diese Aberglaubengeschichten ja gar nicht nach Siebenbürgen mitgenommen werden können. Die Kirche namentlich war es, die hier eine Ausrottung heraufbeschwor und damit den ganzen Hexenaberglauben mit furchtbarer Gewalt aufwühlte.

In Schäßburg wird erzählt, daß ein Kutscher für seinen durstigen Herrn aus der Achse des Wagens Milch gemolken und die Herde in der Nähe dabei in Aufruhr geriet. Nach Wallendorfer Aberglauben haben die Hexen die Fähigkeit, an der „Ach“ (Stecken im Zaun) zu melken und so den Rühen die Milch zu entziehen. Wenn man aber die Ach bespricht, so kann die Hexe davon nicht mehr weg und der geschädigte Bauer sich rächen. Das „an der Ach melken“ findet sich noch

in Hahnbach, Rohrbach, Kronstadt, Wolkendorf, also in dem zum Norden Beziehung habenden Burzenland; dann auch in Groß-Schenk und Marktshelken.

Das Bannen von Dieben spielt im Aberglauben in Luxemburg wie in Siebenbürgen eine große Rolle. In Krautem werden durch Eingreifen und Zauberwerk einer Hexe, die den Leuten sonst viel Böses tut: daß die Röhre Blut statt Milch geben, die Pferde nicht aus dem Stalle weichen usw., Pferdediebe gebannt, so daß die Pferde zurückgebracht werden können.

In Wallendorf im Nösnerland bespricht der Bauer seinen Hof und Stall. Betritt dann ein Dieb die besprochene Bannstelle, so kann er nicht hinweg, bis ihn der Besprecher löst. Oft wird der Dieb zu Stein und fällt tot hin.

Auffällige Übereinstimmung findet sich zwischen einzelnen Gespenstersagen.

In einem Hause in Bauschleiden (an der Römerstraße) fand man jeden, der das Haus betrat, morgens mit durchschnittenem Halse auf. Da wagt es ein Soldat, dort zu übernachten. Ein Gespenst erscheint ihm als Barbier und winkt ihm. Der Soldat läßt sich rasieren und zahlt 2 Sous; das Gespenst winkt ab. Da zahlt er einen Kronentaler, worauf ihn das Gespenst in einer Ecke in den Boden gleiten läßt. Am Morgen findet man da einen großen Schatz vor.

In Siebenbürgen knüpft sich an die Burg von Jda eine Sage, wonach ein Oberst mit seinem Regiment das gespenstische Schloß bezieht, wo sich aller mögliche Spuk ereignet und der Oberst und Adjutant, die einem Mädchen folgen, dessen eine, ihnen zugekehrte Seite bezaubernd schön, die andere welk und verdorrt war, in den Fußboden versinken. Das ganze Regiment aber war verzaubert. Der Ausbau der Kernsage durch diesen und anderen Zauber stammt wohl aus irgend einem Märchen.

Eine eigentümliche Sagenverpflanzung durfte die vom Reiterleh (= Reiterfels) zu Marienthal sein, die sich in abgeänderter Form in Siebenbürgen in Reß zu erkennen gibt.

Marienthal liegt am rechten Eschuser, Reß (urfundlich Rupes „Fels“) in der Nähe vom Alt, gegen Galt (röm. Comidava) zu, wo einst eine Römerbrücke stand. In Marienthal wagt ein Ritter, von Feinden umringt, den gefährlichen Sprung von der Felswand, seither Reiterleh genannt, in die Tiefe. (Auch bei Ehnen führt ein von Feinden verfolgter Ritter einen verzweifelten Sprung in die Mosel aus. Und ebenso erfolgt ein solcher Verzweiflungssprung eines Ritters von dem hohen Felsen bei Wasserbillig über die Mosel.) In Siebenbürgen setzt eine von Feinden bedrängte Jungfrau bei dem Dorfe Galt in kühnem Sprung über den Alt. Daher wird in der Sage auch der ungarische Name von Galt: Ugra von ung. ugrani „springen“ her erklärt.

Auffallend übereinstimmend sind schließlich zwei Legenden von unserem Herrgott und Sankt Peter, die eine wird in Luxemburg, die andere in Siebenbürgen erzählt. Beide zeigen deutliche Anklänge an die Sage von den beiden Knechten, deren einer vorne im Bette liegt und von der Hexe verzaubert wird.

Luxemburg erzählt: Der Herrgott und Sankt Peter reisen durch das Land

und suchen abends Herberge. Eine Frau nimmt sie auf. Als sie sie am Morgen wecken will, erwachen sie nicht. Da drischt sie auf den vorderen los: es ist Sankt Peter. Zum zweitenmal wieder. Da veranlaßt Sankt Peter den Herrgott, sich vorne hinzulegen. Als die Beiden wieder nicht erwachen, verprügelt die Frau den hinten Liegenden.

In Siebenbürgen wird die Sagenlegende dermaßen erzählt, daß der Hausherr abends berauscht heimkommt; und als er die unwillkommenen Gäste findet, drischt er auf den zunächstliegenden los: es ist Sankt Peter. Darauf kehrt der Hausherr in die Schenke zurück. Als er wieder heimkommt, findet er die Beiden, die unterdessen die Plätze getauscht, noch immer schlafend. In seinem Ärger, daß der hinten liegende leer ausgehen solle, verprügelt er nun diesen, aber ärger als das erstemal. Es ist wieder Sankt Petrus. Als sie am Morgen das Haus verlassen, jammert Petrus, worauf der Herrgott spricht: Es ist derselbearme, den ich gestern auf deine Fürbitte reich gemacht.

In Luxemburg wird noch eine andere Variante erzählt.

Der Herrgott und Sankt Peter nehmen wieder einmal bei einer Frau Nachtherberge. Am Morgen sagt der Herrgott, um die Frau zu belohnen: sie solle während des ganzen Tages das machen, womit sie den Tag begonnen. Die Frau aber hatte die Bettücher gemessen, um zu sehen, ob die Beiden nichts davon abgeschnitten hätten. Da konnte sie den ganzen Tag Leinwand messen. Die Nachbarin, dies hörend, wollte es mit den Fremden auch versuchen: Wenn sie wieder kämen, wolle sie dieselben beherbergen und Geld zählen. Sie gähnte aber und konnte den ganzen Tag gähnen.

Siebenbürgen erzählt von dem Heiland allein eine Legende, wie dieser den Geiz bestraft. Auf seiner Erdenwanderung fand der Heiland eine Frau Brot backen. Als er sie um ein Stückchen bat, wies sie ihn ab: sie wolle doch erst backen. Eine Weile später bemerkte die Frau den Herankommenden und versteckte sich unter dem Backtrog. Der Heiland aber sprach einen Fluch aus: „So soll, was auf dir liegt, auf dir bleiben, und was unten, unter dir!“ So ward sie zu einer scheußlichen Schildkröte.

Die Anwendung desselben Gedankens, der wohl aus einer Pfaffenpredigt stammen mag, in verschiedener Weise, ist durchleuchtend.

So sehen wir, daß die siebenbürgische Sage nicht nur zweifellos starke Ähnlichkeit an die luxemburgische Sage aufweist, sondern daß die vielen charakteristischen Übereinstimmungen, ebenso wie die Sprache, Ortsnamen (Familiennamen), Sitte und Brauch, nur auf einer Verpflanzung von Luxemburg nach Siebenbürgen beruhen können.



## Beim Nélchesstack!

von W. Goergen

(Luxemburgisch)

Am Nélchesstack, am Nélchesstack,  
Dén an der schönster Blë dostët,  
Do séngt e Vilche wât ên drêmt,  
Wann d'Léft am Hêrz hir Wonner dêt.

Beim Nélchesstack, beim Nélchesstack,  
Sôtzt d'Grët mam Freier Hand an Hand;  
Hir Âe só'n soch ann hirt Hêrz,  
Dat si dê glêcklechst Leit vum Land.

Beim Nélchesstack, beim Nélchesstack,  
Stët wê verlöss dat ârment Grët;  
Kê Vilche séngt më wi am Mê,  
Den Nélchesstack ass lãng verblët.

## Bãm Hontertstroch!

von Karl Römer

(Siebenbürgisch)

Um Hontertstroch, um Hontertstroch,  
Di blät gor hîsch am Mâ,  
Dô sãng e kînzich Bijeltchen  
E Lid vu Lãw uch Trã.

Bãm Hontertstroch, bãm Hontertstroch,  
Mer sãhen Hãnd an Hãnd,  
Mir wôren an der Mãenzett  
De glãcklichstén am Lãnd.

Bãm Hontertstroch, bãm Hontertstroch,  
Dô sãht en trôrich Mëd,  
Der Bijel schwecht, der Hontertstroch,  
Di huet longhãr verblët.

## Dorf und Haus im Luxemburger Lande

von Professor Josef Heß-Esch a. d. Alzette (Luxemburg)

Bis in die Neuzeit hinein durfte das Dorf als die zweckmäßigste Siedlungsform gelten. Luxemburg zählte sieben Städte, die, von der Hauptstadt abgesehen, wegen ihres halb bäuerlichen Charakters schon eher Stadtdörfern glichen. Vereinzelte Gehöfte finden sich zwischen die Dorfsiedlungen eingestreut, zumeist auf ehemaligem Abtei- oder Herrenbesitz, ohne aber der Landschaft das fast typisch dörfliche Gepräge zu nehmen. Es mag zum Teil wenigstens in dem gegenseitigen Hilfsbedürfnis gegenüber kriegerischen Überfällen der Grund für die gemeinschaftliche Siedlungsweise zu suchen sein.

Bis auf keltischen Ursprung zurück weist die älteste Dorfform, das Hausendorf, das zwischen planlos angelegten Hofhäusern den geduckten und winzigen Kleinbauernwohnungen und Tagelöhnerhütten nur knappen Raum läßt. Hier offenbart sich der Hang zum Eigendasein innerhalb der Gemeinschaft, »ut campus, ut fons, ut nemus placuit«. Die meisten dieser Hausendörfer, die in enger Anlehnung an die Gegebenheiten des Bodens entstanden, liegen in breitgezogenen, wenig tiefen Bachmulden. Ein Wasserweg führt von den willkürlich gewundenen und verengten Dorfgassen zum Bach. Verinselbare Wiesen schließen sich an die Hausgärten; weiter höhenwärts dehnt sich die Ackerflur. Selten und nur zufällig zieht die frühere Heerstraße und jetzige Landstraße einen geraden weißen Streifen in diese Wirnis non Gebäuden, Gärten, Wegen und Pfaden hinein. Eher bestimmen sie richtunggebend die Verkehrswege, als daß sie ursprünglich an den Ver-

kehr hingebaut wären. Es sind Fälle bäuerischer Kurzsichtigkeit bekannt, wo die im Bau begriffene Landstraße oder Eisenbahn auf das Nachbardorf abgeschoben wurde, weil man sich im Kriegsfall vor Einquartierungen und überhaupt vor dem heranziehenden unbekanntem Geist der Neuzeit sichern wollte.

Das Reihendorf entstand teils schon als fränkische Kolonisationsiedlung, teils in späterer Zeit, wobei die Landstraße die Gruppierung der Bauten bestimmend, als Längsachse diente. Typische Reihendorfer liegen an der großen Straße, die von Luxemburg über Arlon nach Brüssel führt: eines heißt bezeichnend Straßen.

Um die wenigen, meist weilerartig kleinen Runddörfer, wie Schwebach, Ripweiler, dehnt sich fächerförmig die Garten-, Wiesen- und Feldflur. Diesem Dorftypus fehlt die Landstraße und überhaupt das Ausdehnungsbedürfnis, weshalb sie auf dieser primitiven Form beharren können.

Die Terrainbeschaffenheit bedingt in allen Fällen die Dorfform. Zieht sich das Gutländer Dorf raumfroh in die leicht gewellte Ackerenebene hinaus, so kauern die armen Urdenndörferchen bedrückt in die engen Schluchten des Öslings, in der Umklammerung der Schieferhänge, oder hoch in alle Winde zerstreut. Die Moseldörfer hingegen, noch heute ihrer ursprünglich römischen Anlage eingedenk, senken sich terrassenweise zu Tal, mit ihren gepflasterten Gassen und den malerischen Abdachungen an italienische Bauart erinnernd.

Die zahlreichen früheren Burgdörfer lehnten sich, oberherrlichem Willen gefügig, zu rascher Dienstbereitschaft an die Burgmauer an: Vianden, Simmern, Hesperingen, verschüchtert in halber Berghöhe angelegt, ohne Berücksichtigung räumlicher Bequemlichkeit. In Vianden, Fels und Möstroff umfaßte gar eine gemeinsame Burgmauer das Schloß und den Ort.

Das luxemburgische Haus ist nach vereinfachtem fränkischem Muster aufgeführt. Zwar begnügte sich der meist unbegüterte Bauer mit der dem Einhaus ähnlichen Gruppierung von Haus, Scheune und Stallung in einer Reihe, zur Straße; aber die Trennung von Wohnräumen und Ställen ist durchgeführt. Alemannische Bauart ist durch die Terraingestaltung bedingt, in den wenigen Ausnahmefällen ihres Vorkommens. In den Flußtälern gibt gelegentlich das Obergeschoß den Wohnungsraum, das Untergeschoß die Stallung für Kleinvieh ab; nicht allein gleicht diese Disposition die Unebenheiten des Bauplatzes aus, sondern es wird auf diese Art eine trockene Wohnung gewonnen.

Seltener sind die eigentlich fränkischen Hofanlagen, im Winkelbau, die zudem des öfters ehemalige Vogteien oder Meiereien gewesen sind. Die eine Seite des baulichen Rechtecks nimmt das Wohnhaus ein mit dem Giebel zur Straße. Von der „Stube“ aus war der Hofplatz, dessen Mitte, bestimmend für den Wohlstand des Hofes, ein breiter Mistplatz einnimmt, mit Scheune und Stall leicht zu überblicken. Solche Gehöfte waren ein Gemeinwesen für sich; was draußen vorging, wurde durch ein engmaschiges Gitterfenster („Truelgen“) in Augenschein genommen. Neben dem Einfahrtstor, das geradewegs auf die Scheune führte, war in die Straßenseite der Hofmauer eine schmale Tür gebrochen für den Personenverkehr. Für feltische Wißbegier um die Außenwelt und Vorwitz war hier nicht vorgesorgt; diese Anlage entstammt in ihrer Urform der germa-

nischen Einwanderungszeit. Alte Dorfhäuser gibt es im Luxemburger Lande nicht. Dr. Glaesener weist in seinem Werke »Le Luxembourg historique et pittoresque« auf ein altes Haus in Landscheid, dessen Türfeld die Jahreszahl 1190 zeigt; allem Anscheine nach ein Jagdhaus, kein Bauernhaus. Die behäbigen Bauernhäuser des fränkischen Reihentypus, straßenlängs aufgeführt, rühren aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts her, als die kriegsfreie Regierungszeit der Maria Theresia und Josephs II. das Bauerntum kräftigten. Typische Bauten aus jener Zeit sieht man in den Ortschaften Mamer, Mondorf, Hellingen, Nörblingen usw.

Der in Süddeutschland so häufige Fachwerkbau ist in Luxemburg unbekannt, ein Zeichen, daß in der Stoffwahl nicht die germanische, sondern die romanische Bauweise vorherrschend blieb, wie denn auch die überdicken Außenmauern, südlicher Gepflogenheit gemäß, nur wenige und schmale Fenster aufweisen. Zum Schutze gegen den Regen wird die westliche Giebelseite vielfach mit einer Schieferbekleidung versehen, die früher mühsam auf der Achse von den Schiefergruben von Perl, Martelingen, Folscheid und Uffelborn herangefahren wurde.

Ein Überbleibsel ehemaligen Gemeindefinnes ist die „Krauecht“ (französisch corvée). Will ein Bauer ein Haus oder eine Scheune bauen, so fahren am vereinbarten Tag frühmorgens alle Pferde- und Wagenbesitzer die Steine zur Baustelle. Der Erstgekommene erhält vom Bauherrn eine neue Peitsche. Am Abend setzt sich die gesamte Bauernschaft des Dorfes bei Schinken und Bier zusammen, die vom Bauherrn gespendet werden.

Das Satteldach bildet die Regel. Die steil ansteigende Fläche wird gebrochen durch eine oder zwei Reihen kunstvoll ausgebauter Dachfenster, die mit der Haussteinverfrachtung der Stockwerkanfänge und dem hilflos-behauenen Türbogen mit Sprossenwerk im Oberlicht, den einzigen Außenschmuck des Bauernhauses ausmachen. Eine Hausmarke ist selten zu finden; sie fehlt aber kaum im Türsturz des Handwerkshauses, wo sie unaufdringlich das Gewerbe des Inwohners kundtat. Guterhaltene Handwerkszeichen des Fleischers, Tischlers, Binders (Rüfers) und Lauers (Gerbers) finden sich in der alten Abteistadt Echternach und in dem früher luxemburgischen Ort Königsmachern in Deutsch-Lothringen.

An der Mosel und Sauer, dem alten römischen Siedlungsboden, leuchtet noch heute, im Gegensatz zu dem blauschwarzen allenthalben verwandten Schiefer, der mancherorts nach römischer Art halbzylindrig geformte rötliche Dachziegel. Das Strohdach schwand überall vor dem üppig wachsenden Wohlstand, wenn nicht gar vor den gesetzlichen Maßnahmen, die eine Neubedachung mit Stroh untersagen, und andererseits aber durch gelbliche Zuwendungen an arme Hausbesitzer die Schieferbedachung ermöglichten.

Der Bauer sitzt meist auf eigenem Grund und hat ein eigen Dach über dem Kopf. Ein Hof wird nur zeitweilig, und wenn die Selbstbewirtschaftung nicht möglich ist, verpachtet. Einige Dauerpachthöfe stehen in städtischem Besitz. Die Zerstückelung durch Teilung, die seit der französischen Revolution widerstrebend und langsam in die Sitten übergang, erweist sich heute als ein übles Hemmnis der Bewirtschaftung vermittels landwirtschaftlicher Maschinen. Von besonderem Ubel ist das Rindominium mehrerer Besitzer eines Grundstücks, „Handwiegel“ genannt, das reihum von einem zum andern Besitzer in die Nutznießung wechselt. Soweit mir bekannt, hat nur ein einziges Dorf die Flur-

bereinigung vornehmen können. In Echternach kommt es auch vor, daß von einem Hause der erste „Stoß“ einen anderen Herrn hat wie das Erdgeschöß und der Keller.

Die Haustür ist meist horizontal geteilt, in zwei ungleiche Teile; die quergeteilte Gattertür, deren unterer Teil geschlossen bleibt, wenn der obere Luft und Licht ins Haus läßt, dient als typische Stalltür und mag wohl in früherer Zeit auch als Haustür geübt und bequem gewesen sein, wie vereinzelt, als Haustüre erhaltene Gattertüren in Echternach andeuten. Kunstvoll eingetriebene Nägelfiguren der verschiedensten geometrischen Muster, Ausfragungen, die einen dürftigen Schutz gegen abtröpfelndes Regenwasser gaben, die Initialien des Erbauers und der Erbauerin nebst der Jahreszahl der Erbauung, selten ein Stern oder ein Blümchen, kunstbewußt, nicht kunstgerecht aus dem Türsturz gehauen, geben ein Bild der Haustüre. Daß für die ursprünglichen Verfeinerungen des Hausinnern die Römer, für die neueren die Franzosen und für die neuesten die Deutschen, das Maß gaben, dafür zeugen die Benennungen der Haussteile und des Hausrats. Der Hausflur heißt französisch aire = Tenne, und scheint sonderbar genug auf eine Urform der Hauseinteilung hinzuweisen, die doch dem niederländischen Typ nahestand. Hausgang und Küche haben als Bodenbelag Estrich, aus festgestampfter Erde und Kieseln hergestellt. Auf einer Steinplatte gegenüber dem oft türlosen Rükeneingang brennt das Herdfeuer, nur von den rechts und links auf kunstreich geschmiedeten Füßchen ruhenden „Brandroden“ eingeengt. Über dem offenen Feuer hing der „Hiel“, ostwärts „Haal“ genannt, (ahd. hahele, hängen) ein sägeblattähnlicher Kessel- oder Topfhalter, der mit Sperrhaken verstellbar war und aus der „Hoascht“ von einem Tragbalken herunterhing. War der Herd der Mittelpunkt des Hauses — die Steuer wurde früher nach Herden (französisch foyer) erhoben — so gilt noch heute der Hiel als das Sinnbild der Haushaltung, wenn er auch längst außer Brauch und durch den neumodischen Rükchenofen ersetzt ist. Einen Haushalt anfangen heißt „den Hiel ophänken“ und will mit einem Trunk gefeiert werden.

Durch die „Hoascht“ (Schornstein) entweicht der Rauch, nicht ohne zuvor nutzbringend zum Räuchern des rühmlichst bekannten Luxemburger Schinkens („Ham“), des „Jüd“ (Rinnbaden) und der mager durchwachsenen Speckseiten gedient zu haben. Ein Wacholderfeuer gibt den an Sprossen hängenden Fleischschäßen die rechte Würze.

Auf dem Wandbort standen früher in Reihen die Zinnteller und -töpfe, auch die Kupferkessel, der Stolz des Hauses. Zinnerne Löffel waren ins Löffelbrett gesteckt; auf einem Sims stand zu häufigem Zulangen der „Viezbatti“ oder „Viezberend“, zum Trinken von Apfelwein (Viez = in vico vini, an Weines statt zu trinken). Eine Wasserpumpe auf dem Spülstein am Rükchenfenster förderte das Wasser aus dem Hausbrunnen im Kellergeschöß. In Höhendörfern mußte das Trinkwasser eimerweise an einem Tragholz („Joch“ oder „Jach“ genannt), von dem Dorfbrunnen herangezogen werden, wo es mit einer Radwelle im Schöpfeimer heraufgefurbelt wurde.

Auf einem schrankartigen Unterteil stand die Krügebank, wo am Nagelhafen die Tassen (gubbel, gobeli; französisch gobelet) hingen und die henkellosen „Jatten“ (auch korr. zu „jarte“) standen. Von dem mächtigen Querbalkenzug, der eine Hoaschtseite einfaßte, hing die Pfanne für Pfannkuchen und das Waffeleisen für die „Eisenkuchen“, oft in Herzform. Die Steingutteller neueren Datums stammen aus den Steingutfabriken

von Siebenbrunnen, Echternach, (wo die Familie Jenz in Porzellanmalerei kunstvollendete Arbeit vollführte), von Wallerfangen, Mettlach, Saargemünd und Trier.

In die Küche gehört auch die Milchverarbeitung. Zum Buttern verwandte die Bauernfrau ein Kumpffäß, das einen etwa meterhohen dreizölligen Holzzylinder darstellte, in dem ein mit einer Holzscheibe versehener Stiel durch ein Deckelloch gezogen wurde und vermittels dessen in langem Stampfen die Butter „gerompt“ wurde. Dieses Faß heißt „Heichel“. Ein anderes Verfahren zur Buttergewinnung war der „Milchfühler“, dessen Deckfläche als Tisch diente. Über der „Aschenkaul“, neben dem Küchenherd, war der Backofen, der in halbrunder Ausbeulung in den Hof oder zur Straße ging. Als Gewähr für glückliches Wirtschaften gilt das Heimchen, „Amerchen, Amelchen oder Hämelmaus“ genannt, in der Aschenkaul. Zum Backofen gehören die Brotkörbe (Kurbelen nach französisch corbeille), das Schürholz, „Röß“, die Brotschiebe, „Broutschieß“. Neben dem Herd, dem Sammelplatz des Hausvolkes, steht angelehnt, die „Sidel“ (lateinisch sedula, sedile), eine Ehrenbank. Von der Küche aus, ähnlich wie vom angelsächsischen „hall“ und von der westfälischen Diele, lassen sich alle Räume des Erdgeschosses und die Treppe zum „Speicher“, d. i. nach luxemburgischen Sprachgebrauch das Obergeschoß, leicht erreichen. Die Küche wird alljährlich zur Kirmes oder Kirchweih getüncht, in gelb oder blaugrün, vom „Weiffert“, der seiner Herkunft nach von Bianden kommt und mit Echternacher Weiße, aus Tuffkalk gebrannt, die Wände streicht.

Der Dielengrundriß ist durchwegs in den eigentlichen Bauernhäusern überall derselbe. Man muß durch den Hausgang, um in die Küche und erst von da aus in die Stube zu gelangen. So hält man die Stube, das Heiligtum des Hauses, in dem sich der Bauer nur an Sonn- und Festtagen aufhält, wärmer und reservierter.

Wie schon der Name sagt, ist die Stube wesentlich ein heizbarer Raum. (Vgl. it. Stufa, engl. stove frz. étuve, luxb. Stuff). Sie liegt immer der Küche an, und zwar so, daß das Herdfeuer vermittels einer in die gemeinsame Wand, nahe dem Herdfeuer eingelassenen Gußeisenplatte, „Täf“ genannt, zugleich mit der Küche geheizt wurde. Die „Täfen“ wurden auf den allluxemburgischen Eisenwerken mit religiösen und heraldischen Verzierungen hergestellt und sind noch heute in reicher Zahl vorhanden, obgleich außer Gebrauch gesetzt. Aber der durch die Täfen bewirkten Mauernische war in mehrfacher Teilung der „Täfenschäf“ (Täfenschrank) angebracht. Der mittlere Teil, „Biffchen“ (frz. Buffet) bewahrte in seinem inneren den sogenannten „scharfen“ Käse während der Gärungsperiode, den Sauerteig („Däiffem“) zum Ansetzen des Brotteiges, auch wohl den beliebten gekochten Landkäse. Eine wagerecht fallende oder liegende Klappe verschloß das Buffet. Der Stubenhausrat besteht aus einem langen Eichentisch, der gewöhnlich als Teigmulde dient; einer Wandbank mit Rücklehne, einigen gewichtigen Stühlen ohne Zierat, einer Standuhr, um die herum die ovalen „Portraits“ der näheren und ferneren Verwandtschaft hängen, einem Spinnrad, einer Rundel, (Drehvorrichtung zum Wegstellen der Sellen und Töpfe nur im Nordosten). Stubenwandbetten sind selten und nur als Ausnahme (Körich, Bianden) nachweisbar. Die gußeisernen Öfen verdrängten zu Anfang des 18. Jahrhunderts die Täfenheizung; es waren „Kolonnenöfen“ aus den Eisenhütten von Weilerbach, Eich Colmar u. a. Sie heizen nicht nur, sondern halten auch die Speisen

warm und kochten Milch. Es spricht für den, ausß Praktische, nicht ausß Aethetische gerichteten Sinn der Luxemburger, daß die meisten Möbelstücke zu mehreren Zwecken herhielten, zum Schaden ihrer Formenschönheit. Auch die Truhe „Schrein, Schreng“ in der Stubenecke, in der die Zierkleider, Bänder und Schriftstücke aufbewahrt wurden, gab zu gleicher Zeit eine Sitzgelegenheit ab.

Die „Nucht“ vereinigte am Abend die Hausangehörigen, „Stôt“ (Staat) genannt, in der Stuff, und oft reihum die Nachbarschaft dazu. Beim Schein des Rienspanns, später der Ofunzel, die an einem Hiel über dem Tisch hing, wurde gesponnen, erzählt, gesungen und Kurzweil getrieben. Der Viezbatth stand in steter Bereitschaft, an der Mosel die „Lanter“ mit dem kräftigen derben Landwein, „Grächen“ (frz. vin gris) genannt, der, namentlich in Vianden an der Our, nur bis zum Dreimännerwein gedieh; im Däling die Branntweinflasche mit einem einzigen Gläschen, aus dem die gesamte Runde trank.

Alle anderen Räume des Hauses sind „Kammern“, die bezeichnenderweise nach neumodischen Umbauten Zimmer genannt werden. Die heutzutage aufgegebene Webkammer lag häufig im Kellergeschoß, der Bodewärme wegen; einige Forscher führen gar die „Mardelle“, (runde Erdvertiefungen mit Überresten menschlicher Ansiedlungen) auf die Notwendigkeit zurück, die Webkammer in den Boden einzugraben, nicht aber auf das freilich auch weniger glaubhafte Vorhandensein von Pfahlbauten.

Was „ouwenop“, d. h. obenauß, über dem Erdgeschoß an Räumen sich vorfindet, gehört zum Speicher. Eine winkelig gewundene Holzstreppe führt von der Küche hinauf. Abends beim Schlafengehen werden die Kinder „den hölze Bierg op“ geschickt. Die Speicherkammern heißen entsprechend ihrer Lage „Stuwekoamer, flischt Roamer, höneshcht Roamer und Groußkoamer“. Auf dem Edbrettchen des Schlafzimmers („Dabo“) stehen zur Verehrung die Heiligenfigürchen mit vergilbtem künstlichem Blumenschmuck.

Eine Fleischkammer zum Aufbewahren des Dörrfleisches ist seitlich des Schornsteins angebaut.

Auf dem „ieweschte Speicher“, im Dachgeschoß, mit Estrich (lat. astracum), glatt ausgelegt, reihen sich die Fruchtkammern. An den Querbalken (lugb. Truff, lat. trabes) hängen die mannigfaltigen Teesorten: Kamille, Fenchel, Lindenblüten, Tausendgulden, Wegerich und viele andere, die sämtlich in die Zusammensetzung des „Lief-Fraweschs“ gehören und am Maria-Himmelfahrts-Tag in der Kirche gesegnet werden.

Der Zwischenraum der Zimmerdecke zwischen dem „Verfynn“ und dem Fußboden des Stodwerßs wurde mit „Ofesen“, d. i. unbrauchbares Schwungwerg“ aufgefüllt, wodurch die Zimmer wärmer blieben.

In der Luxemburger Bauernschaft gilt noch heute das „Haus“, auch „Gutt“ oder „Wesen“ genannt, mehr als das Individuum. Was ein rechter Bauer ist, bringt der Erhaltung des „Hauses“ nötigenfalls die schwersten Opfer; seine Persönlichkeit, seine Liebesneigung, seinen Familiennamen ordnet er der Fortdauer des „Ackerwesens“ unter. Der Hausname geht in langer Reihenfolge auf den jeweiligen Besitzer über. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts kam es nicht selten vor, — und im Zittigertal ist der Fall nachweisbar, — daß von mehreren Kindern eines eingeheirateten Eidams die einen den Vaternamen trugen, die anderen den Familiennamen der Mutter und damit den des Hauses

annahmen und in den Taufbüchern entsprechend eingetragen wurden. Die Hausnamen verdanken oftmals der Spottfucht der Dörfler ihr Entstehen. Führt die Frau offenkundig im Hause das „Ruder“, oder, wie es im Luxemburgischen landläufig heißt, hat sie „d'Bochs (Hosen) un“, so wird wohl, in Anerkennung ihrer überragenden Bedeutung, ihr Taufname dem Haus zum Hausnamen verewigt. Das Elternhaus des Dialektepikers Michel Rodange hieß Nanettes, von Nanette, der Mutter des Dichters; dergleichen lassen sich Namen nachweisen wie Plunnen von Pauline, Jennen von Jenne oder Jeanne; Mreien von Marie; Mreiliches von Marie-Lene u. a. m.

Die neue Zeit, die ins Dorf die städtische Gewinn- und Vergnügenfucht einführte, legte so manches Wahrzeichen dörflicher Eigenart hinweg, löste aber vereinzelt auch eine stärkere Betonung des Willens zur Eigenlebigkeit aus, die von einem eigens zu diesem Behufe ins Leben gerufenen Verein „Landwuel“ lebendig gehalten wird.



## Der Kanton Capellen, Land und Leute

von Professor Dr. A. Braunschauen-Luxemburg

Es mag gewagt erscheinen, eine zufällige Abgrenzung administrativen Charakters zur Grundlage für landschaftliche und völkische Eigenheiten zu nehmen. In der Tat weist der Kanton Capellen nach keiner Seite hin charakteristische Unterschiede gegenüber den umliegenden Landschaften auf. Die Mosellkantone, das Ösling, der Escher Kanton bieten schon rein äußerlich dem Auge Eigentümlichkeiten, die sie scharf voneinander scheiden. Aber man kann von der Utert bis zur Korn über die Höhenzüge zwischen Mamer und Esch wandern, ohne eine tiefgreifende Verschiedenheit in dem Landschaftsbilde zu beobachten. Und doch entdeckt der aufmerksame Beobachter Züge, die eine feststehende Eigenart verraten und die sich schließlich zu einem charakteristischen Bilde zusammenfügen.

Die Signatur des Landschaftsbildes im Kanton Capellen ist die einer nüchternen Harmonie. Das Auge blickt nicht in weite Fernen, wie in den großen Tiefebene des Kontinents, es kann nicht einmal dem breiten Lande eines Flußtales folgen, wie im Merscher Kanton, es steigt auch nicht an steilen Felswänden in die Höhe, um den Himmel zu suchen; nein, mühelos schweift es über niedrige Hügel, aber nach kurzem Anlauf schneidet irgend eine leichte Erhöhung den Horizont ab.

Nur einen Punkt gibt es, der einen Rundblick in größere Fernen gewährt, es ist der Reberg bei Garnich. Bei klarem Wetter grüßt aus dem Westen die Donatuskirche in Urion mit dem neuen Dom, der sich massiv neben dem schlanken Turmwerk der alten Kirche abhebt; im Osten glänzen die Türme und Klöster des Limpertsberges über die dunklen Massen des Tuckelsbusches hinweg; im Süden sieht man die Rauchsäulen der Hüttenwerke in die Höhe ragen; weiter nach Westen werden die Ruppen von Longwy sichtbar, und droben im Norden glaubt das un-

bewaffnete Auge noch den Höhenzug um Rindschleiden wahrzunehmen. Der Reberg verdiente, als einer der höchsten Punkte des Gutlandes, mit einem Aus-  
sichtsturm versehen zu werden, der poetisch veranlagten Touristen einen Blick in  
blaue Fernen eröffnete. Die praktischen Capellener haben darauf das Hauptbassin  
für die Interkommunale Wasserleitung errichtet.

Im Süden des Kantons ragt noch die rote Escher Erde wie eine vorgestreckte  
Zunge bis zum Reberg hin. Hier hat man noch vor Jahrzehnten Minette ausgegraben,  
aber der Eisengehalt war zu gering, und die Ausbeutung wurde aufgegeben. Aber die  
Bevölkerung hängt mit derjenigen des Escher Kantons zusammen, und lange zogen  
ganze Scharen von Arbeitern Woche für Woche nach den ergiebigeren Erzfeldern  
des Südens. Heute sind die Schutthaldeu verschwunden, die von der einstigen Aus-  
beutung Zeugnis ablegten. Der Pflug fährt wieder über die ausgefüllten Gruben,  
aber es klingt noch in den Dörfern eine Erinnerung nach an begrabene Hoffnungen  
und an Goldsucherträume, die ein ungünstiges Geschick nicht reifen ließ.

Neben den Ausläufern des Escher Minettebassins macht sich der steife Lehm-  
boden breit, der den Ackerbau zu einer harten Fron machte. Auf diesem Boden  
wuchs ein Geschlecht heran, das zäh und kraftvoll der Erde den kärglichen Ertrag  
abrang, das fest an der Scholle haftete und die Wirklichkeit mit nüchternem Sinn  
betrachtete. Mächtige Bauernhöfe ziehen sich an Bächen hin, oder dehnen sich breit  
auf dem Rücken der Höhenzüge. Alter Bauernstolz lebt in den weiten Räumen,  
und ein tief eingewurzelter Standesgeist hält ängstlich die überlieferte soziale Schich-  
tung fest. Die Männer dieser Rasse richten ihren Blick nicht nach fernen Welten,  
ihr Sinn strebt nicht nach goldenen Sternen, aber was sie im Rahmen ihrer engen  
Welt angreifen, das führen sie mit hartnäckiger Ausdauer durch, und Schwierig-  
keiten steigern nur ihre Widerstandskraft.

Bei Roerich tritt der Sandstein an die Stelle des zähen Lehms. Die Esch  
wirft die Poesie lauschiger Krümmungen und romantischer Felspartien in die  
Landschaft hinein, die Mamer weitet ihr Tal zu einem breiteren Ausblick in die  
Merscher Ebene, und die Bevölkerung erhält einen Zug von leichtlebiger Gesellig-  
keit. Der Boden verlangt weniger strenge Fron, und die alten Rittergeschlechter,  
die in den Burgen von Roerich und Simmern hausten, haben um sich den Sinn  
für Lebensfreude geweckt. So kommt es, daß man dort für die schönen Seiten des  
Lebens empfänglicher ist und die Feste des Jahres zu feiern weiß.

Fügen wir noch hinzu, daß die Eisenbahnlinien, die den Kanton durchziehen,  
auch nicht ohne Einfluß auf den Charakter der Bevölkerung geblieben sind. Der  
Zug in die Ferne ist größer geworden, die Gebundenheit an die engere Heimat  
hat sich gelockert, die Sitten und Ideen der großen Welt haben Eingang gefunden.

Und trotz dieser lokalen Verschiedenheiten kann man im großen und ganzen  
von einem eigenen Charakter der Bevölkerung des Kantons sprechen. Das gilt  
sowohl von den Bauern und Arbeitern, die dort auf der väterlichen Scholle sitzen  
und die Fortschritte der Neuzeit wie den Wohlstand der letzten Jahrzehnte auf  
ihre angeftammte Art einwirken lassen, wie auch von den Arbeitern und Intellek-

tuellen, die in die Welt oder auch nur in die Stadt hinausgezogen sind und dort ein wenig als potenzierte Exponenten der heimischen Art wirken. Der Kanton Capellen hat dem Lande zwei Generaldirektoren des Innern gestellt, die beide in ihrer sachlich-praktischen Art Hervorragendes geleistet haben. Das Werk der Interkommunalen Wasserleitung z. B. wiegt ganze Bände von glänzenden parlamentarischen Reden auf. Und es ist vielleicht kein Zufall, daß beide dem Lande eine neue Schulgesetzgebung verschafft haben. Viel angefeindet von den rückschrittlichen Elementen der Bevölkerung stellen beide Gesetze ein Kompromiß zwischen den Forderungen eines radikalen Fortschritts und den Grundgesetzen eines reaktionären Konservatismus dar. Der von Herrn Kirpach eingeführte Schulzwang wie die von Herrn Braun durchgeführte Erweiterung und Vertiefung der Schulpflicht bilden wirkliche Marksteine auf dem Wege demokratischer Volksbildung.

Auch auf anderen Gebieten bleibt der Kanton Capellen seiner Signatur praktischer Nüchternheit treu. Dichter und Künstler von Genius Gnaden sind auf dem steifen Boden der Grenzscheide zwischen Alttert und Korn kaum erwachsen, aber tüchtige Beamten und Verwaltungsmenschen, tüchtige Vertreter auch der freien Berufe, die ihrem Stande Ehre machen, aber nie den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen verlieren.

Man geht nicht ganz fehl, wenn man annimmt, daß der luxemburgische Charakter überhaupt auf der Linie des eben gezeichneten Sondercharakters liegt. Wie der Capellener eine Mittelstellung nüchtern-praktischen Erdentums einnimmt zwischen dem weltumspannenden Betrieb unserer Großindustrie und dem dichterrischen Sinnen unserer romantischen Täler wie unserer sonnigen Bergezhöhen, so steht auch der Luxemburger in den Reihen der Völker da: ein erdenwurzelndes Geschlecht, das sich mit seltenen Ausnahmen fern hält von den Verstiegenheiten romantischer Schwärmerei, das aber durch sachmännisch-sachliche Tüchtigkeit auf allen Gebieten wirksam mithilft am Ausbau der modernen Welt. Das Hervorragendste, was Luxemburg der heutigen Weltkultur zu bieten hatte, sind schließlich seine Ingenieure, ob sie nun in fernen Ländern gewaltige Betriebe gründen und leiten, oder ob sie die heimatliche Großindustrie zu einer weltbeherrschenden Stellung emporheben. Die Signatur des Capellener Kantons ist bis zu einem gewissen Grade die Signatur des luxemburgischen Volkscharakters überhaupt.

---

## Der lange Weit

Zu St. Willibrords Zeiten lebte in Echternach ein junger Mann, namens Weit, seiner außerordentlichen Größe wegen der lange Weit genannt. Es war ein fahrender Spielmann. Erst kürzlich war er zum Christentum übergetreten und in frischer Glaubensbegeisterung mit seiner Frau, die ebenfalls Christin war, nach dem heiligen Lande gepilgert. Schon waren zehn Jahre seit ihrer Abreise ver-

flossen, und da keinerlei Kunde von ihnen in die Heimat gelangte, so theilten ihre Verwandten, in der Meinung, sie seien gestorben, alle ihre Güter unter sich. Groß war also deren Erstaunen, als am Oftertage des Jahres 729 der lange Weit plötzlich in Echternach wieder auftauchte. Aber auf seinem sonst so heiteren Gesichte hatte sich Trauer gelagert; denn seine teure Begleiterin war von den Sarazenen ermordet worden. Arm kehrte er zurück und besaß nichts als ein seltsames, allen unbekanntes Instrument, eine Fiedel.

Als Weit seine Güter zurückforderte, kamen seine Verwandten auf den teuflischen Gedanken, ihn öffentlich zu beschuldigen, er habe seine Frau ermordet. Tags darauf trafen sie offen mit ihrer Anklage auf, und drei der kräftigsten von ihnen erboten sich nach der Sitte der damaligen Zeit, durch Zweikampf die Richtigkeit ihrer Aussage zu erhärten. Am Pfingstmontag fand das Gottesurteil statt; schon beim ersten Gange war Weit zu Boden geworfen und, des Gegners Fuß auf der Gurgel, mußte er sich für besiegt erklären. So wurde er denn des Mordes schuldig befunden und zum Strang verurteilt; am folgenden Tage sollte er gehängt werden.

Weit erbat sich als letzte Gnade, auf seinem Todesgange seine Geige mitnehmen zu dürfen; und schon stand er auf der Leiter am Fuße des Hügels, wo heute die Pfarrkirche sich erhebt; der Galgen war umdrängt von zahlreichen Zuschauern. Da erfaßte Weit den Fiedelbogen und entlockte seiner Geige so helle Töne, daß die Menge erstaunt und tief erschüttert aufhorchte. Auf die Klageklänge erklang es aus dem wunderbaren Instrumente wie Schluchzen und Tränen, bei denen die Menge wie außer sich geriet, die Hände rang und irre Blicke warf; der Henker, der oben auf der Leiter stand, wankte, ließ das verhängnisvolle Seil fallen und mußte, da er sich nicht mehr oben zu halten vermochte, verwirrt herabsteigen. Indessen spielte Weit immer fort; unter seinem leicht und rasch dahingleitenden Fiedelbogen schienen Funken hervorzusprühen, und die wie angewurzelt horchende Menge rings umher war ganz unter dem Einfluß des gewaltigen Geigers, der plötzlich mildere, himmlische Akkorde hervorzauberte; es war ein Gebet, das aus dem bezaubernden Instrumente zum Himmel emporstieg. Die Zuschauer lagen auf den Knien; Weits Lippen bewegten sich, er betet, aus seiner großen, blauen, zum Himmel erhobenen Augen flossen Tränen. Und Gott erhörte des armen Geigers Gebet, wandte sein Antlitz ab von der schaulustigen Menge und gab ihm seine Ankläger preis. Da plötzlich, von wilder Begeisterung ergriffen, raste Weit mit dem Fiedelbogen über sein Instrument, und hüpfende, hinreißende Töne erklangen bezaubernd weithin. Wie von unsichtbarer Hand emporgehoben, stand alles Volk aufrecht und begann sich im Kreise zu bewegen, anfangs ruhig und gemessen, dann aber schneller und schneller, bis sich zuletzt alles in rasendem Tanze drehte. Männer und Frauen, Greise und Mädchen, Väter und Kinder, alles tanzte. Weits Verwandte und mit ihnen die Richter tanzten um die Leiter. Der Henker tanzte unter dem Galgen. Die von den Weideplätzen heimkehrenden Haustiere begannen ebenfalls zu tanzen. Alles, was in und um Echternach lebte, ward von der Tanzwut ergriffen. Da stieg, immer fiedelnd, der Geiger von der Leiter herab, schritt durch

die Menge, die unvermögend war, ihn festzuhalten, und entfernte sich langsam. Noch hörte man eine Zeitlang die Töne der Zaubergeige aus der Ferne erklingen, Veit aber war verschwunden, und nie mehr hat man ihn in der Gegend wiedergesehen.

Ganz Echternach tanzte bis zum Sonnenuntergang: die achtzehn Verwandten Veits aber tanzten, so lautet die Sage, ein Jahr lang unablässig um die Leiter. Schon hatten sie sich bis an die Knie in die Erde hineingetanzt, als der heilige Willibrord zu Utrecht davon Kunde erhielt, schnell herbeieilte und sie vom Zaubertanze befreite.



## Bücherschau

Dr. Adolf Rieth: Die geographische Verteilung des Deutschtums in Rumänien in Vergangenheit und Gegenwart. Ausland und Heimat Verlags-A.-G., Stuttgart 1927.

In gewissem Sinne steht unter den auslanddeutschen Gruppen das Deutschtum Ungarns heute im Vordergrund des Interesses. Es ist ein volksorganisatorisches Problem, das hier aktuell wird: Genügt die kulturell-wirtschaftliche Organisation, die vom Staat bis zu einem gewissen Maß gewährleistet wurde, oder erhebt sich mit immer gebieterischer Notwendigkeit auch die Forderung der politischen Zusammenfassung und damit der selbständigen parlamentarischen Vertretung? — In diesem Zusammenhange ist es besonders wertvoll, einmal im einzelnen etwas von der Struktur des deutschen Volkskörpers in Ungarn zu erfahren. Was Rieth uns in seinen gründlichen, von Dorf zu Dorf schreitenden Untersuchungen bietet, verursacht uns freudigste Überraschung. Tatsächlich haben wir in Ungarn noch über 600.000 Menschen eines gesunden, kinderreichen Menschenschlages. Rieth verliert über den Einzelbeobachtungen nie den Blick für die großen Zusammenhänge und illustriert seine Darstellungen durch zahlreiche statistische Tabellen und vier kartographische Darstellungen.

Dr. Eduard Morres: Dr. Franz Obert, sein Leben und Wirken, Festschrift zur Feier seines 100. Geburtstages im Auftrag des Siebenbürgisch-sächsischen Lehrertages. Verlag H. Zeitner, Kronstadt 1927.

Das Lebensbild eines siebenbürgisch-sächsischen Volkserziehers, Volksmannes und Seelsorgers wird hier entrollt, wie es nach vielen Richtungen hin typisch, in seinen interessantesten Zügen aber durchaus individuell und einzigartig erscheint. Höchstens in Stephan Ludwig Roth selbst findet diese Persönlichkeit eine gewisse Parallele. So bietet auch dies Buch den Trost, daß wir trotz allem von Zeit zu Zeit noch überragende Menschen hervorzubringen in der Lage sind.

Ex-libris. Halbmonatsschrift für Bücherfreunde in Rumänien. Herausgegeben von der Buchhandlung Lepage in Klausenburg, Matthiasgasse Nr. 1. — Jahresbezug 160 Lei, Einzelnummer 8 Lei.

Die rührige Klausenburger Buchhandlung Lepage hat sich durch die Herausgabe der Zeitschrift »Ex-libris« zweifellos ein Verdienst um das schwer ringende Geistesleben Siebenbürgens erworben. Der Gedanke, dem siebenbürgischen Bücher-

freund in ausführlichen Besprechungen alle Neuerscheinungen der Weltliteratur vorzuführen, ist recht glücklich durchgeführt. Selbstverständlich steht im Vordergrund das madjarische Buch, Werke einheimischer wie auch ungarländischer Gelehrter, Dichter und Schriftsteller werden behandelt, dann die wichtigsten Erscheinungen der rumänischen, französischen, englischen und amerikanischen Literatur. Erfreulicherweise wird der deutschen Literatur eine entsprechende Aufmerksamkeit gewidmet und neben wissenschaftlichen Werken auch die Unterhaltungsliteratur berücksichtigt. In den beiden letzten uns vorliegenden Nummern des »Ex-libris« werden unter anderen behandelt die Werke von Ernst Troeltsch (Deutscher Geist und Westeuropa), Sternberg (Der Imperialismus), Dr. Hermann Großmann (Handbuch für Kaufleute), Alfred Neumann (Rebellen), Dr. D. G. Oppenheim (Dichtung und Menschenkenntnis), dann eine Reihe verschiedener Jahrbücher usw. Es würde zu weit führen, eine genaue Inhaltsübersicht dieser letzten Nummern der Zeitschrift zu geben, die sich durch klaren Druck und reichlichen Bildschmuck auszeichnet. Wir können sie vor allem jenen empfehlen, die einen Einblick in das kraftvoll aufstrebende Geistesleben des siebenbürgischen Adjarentums suchen, hier finden sie reichliche Anregung zu tieferem Eindringen in das reichgegliederte Schaffen eines regen Minderheiten-Kulturwillens.

Dr. Karl Kurt Klein: Beziehungen Martin Opizens zum Rumänentum. Krafft & Drotleff Verlag A. G., Hermannstadt 1927.

Die Schrift des bekannten Germanisten der Jassyer Universität beschäftigt sich eingehend mit den Stellen aus Opizens Werken, die auf das von Opiz mit freudiger Überraschung „entdeckte“ Rumänentum Bezug nehmen. Vor allem ist die Latinität der Rumänen ein Gegenstand, der Opizens Begeisterung erweckte und dem scheinbar auch in der leider verlorenen »Dacia antiqua« Aufmerksamkeit geschenkt wurde.

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpathenvereins. Krafft & Drotleff A. G., Hermannstadt 1927.

Das Jahrbuch erscheint im 40. Jahrgang und weist neben einigen Gedenk- und Fachartikeln das Berichtmaterial über das verflossene Geschäftsjahr auf, das ein erfreuliches Bild dauernder Intensivierung und Verbreiterung der touristischen Arbeit in Siebenbürgen bietet.

Volk und Reich. Politische Monatshefte für das junge Deutschland. Herausgegeben von Friedrich Heiß, Berlin.

Vor mir liegt das Dezemberheft des dritten Jahrganges 1927. Ein Flandernheft. Dem noch ein weiteres sowie ein Hollandheft und als Brücke ein Heft vom Niederrhein folgen werden. Diese 107 Seiten umfassende, stattliche Dezemborgabe wird eingeleitet mit René de Clercq: „An Flandern“, übertragen von W. von Unger (aus dem „Nothorn“ de Clercq im Inselverlag). Hierauf folgt eine überaus verdienstliche Studie Robert Paul Ohwalbs: „Nordwesteuropa“ mit wertvollem Kartenmaterial sowie anschließend Arbeiten namhafter Kenner des Landes über: „Die mislungene Vereinigung Belgiens und Hollands von 1814–1830“ (P. Geyl), „Die flämische Bewegung, Geschichte, Kritik und Aussicht“ (J. de Decker), „Die deutsche Romantik und die flämische Bewegung“ (Antoon Jacob), „Flanderns wirtschaftliche Entwicklung nach dem Kriege“ (Robert van Genechten), „Die Flamen in Frankreich“ (H. O. Welter), „Aus der Gedankenwelt der flämischen Jüngeren“ (Viktor Leemans), ein Bruchstück: „Weihnachten“ aus Felix Zimmermans: „Das Jesuskind in Flandern“, und der erste Akt von Raf Verhulst's Christustragödie: „Der Nazarener“, mit Anmerkungen von Van Delf. Schon die Namhaftmachung des hier dargebotenen Stoffes, dem sich noch Berichte über die

wichtigsten Zeitschriften in und über Flandern sinnvoll anschließen, zeigt den besonderen Wert dieses Heftes klar auf. Und wenn wir daran erinnern, daß René de Clercq zweifelstfrei heute Flanderns größter lebender Lyriker und Epiker, ehemals Professor am Athenäum in Gent und Mitglied des Rates in Flandern, von der belgischen Regierung abgesetzt und in contumaciam zum Tode verurteilt ward, daß Professor Dr. J. de Decker, einst Dekan der philosophischen Fakultät der flämischen Universität Gent, das gleiche Los traf, ebenso wie Raf Verhulst, unbestritten der bedeutendste dramatische Dichter Flanderns, während Dr. Antoon Jacob von der belgischen Regierung zur Verbüßung einer vierjährigen Gefängnisstrafe verurteilt ward, so ist damit wohl für die Mitarbeiter dieses Heftes das Nötige gesagt, und es treten Friedrich Heiß' Worte, die er seinem ersten Heft von „Volk und Reich“ im April 1925 mit auf den Weg gab, wieder deutlich vor das Auge: „Wenn der deutsche Raum als Einheit, als politisches Ganze gesehen wird, wenn wir wissen, was Straßburg bedeutet und Metz und Verdun (einst hieß es Birten) und Rhein und Maas und Mosel und Ruhr, wenn uns bewußt wird, warum die Feinde Eger zum Kampfplatz ausbauen, am Brenner die fremde Fahne weht, das Puster-Tal, der Predil-Paß, Tarvis in fremder Hand sind, Cilli und Marburg, Bozen und Salurn uns entrisen wurden, wenn wir verstehen, warum Preßburg von den Tschechen zum großen Donauhafen und Stapelplatz ausgebaut wird, in Passau Grenzpfähle stehen, deutscher Grund und Boden in der Tschechoslowakei beschlagnahmt und unter tschechische Legionäre verteilt wird, warum Graudenz und Thorn, Memel und Posen, Dirschau und Danzig, Tondern und Hoyerhschleuse jenseits unserer Grenzen liegen — wenn wir aus all dem die Einheit eines großartigen Vernichtungsplanes erkennen, der uns im negativen Sinn mit ganzer Klarheit unsere Aufgabe darstellt — dann werden wir, wenn wir noch Deutsche sind, handeln. Dann werden wir die deutsche europäische Aufgabe erfüllen: Die Gestaltung des von Großdeutschland bestimmten, mitteleuropäischen Raumes.“

Anton Maly: Mein Vortragbuch. Siebenbürgischer Theaterverlag, Hermannstadt 1927.

Die ansprechende Sammlung eines Praktikers der Bühnen- und Vortragskunst, der im wesentlichen auf die rezitatorische Wirkung hinarbeitet. Womit nicht geleugnet werden soll, daß viel dichterisch echt Empfundenes, der Form, dem Rhythmus nach Hochstehendes sich finde. Die Verarbeitung siebenbürgischer Sagen in wirkungsvolle Vortragstücke sei besonders erwähnt.

Michael Griffel: Ansiedlungsgeschichte der Gemeinde Bethausen. Verlag Gutenberg, S. Anwender, Lugosch 1927.

Ein nützlicher Beitrag für die Siedlungsgeschichte des Banats. Es handelt sich um eine 1881 entstandene Tochtergemeinde von Zichydorf.

Jakob Robinson: Das Minoritätenproblem und seine Literatur. (Heft 6 der „Beiträge zum ausländischen öffentlichen Recht und Völkerrecht“. Herausgegeben vom Institut für ausländisches öffentliches Recht und Völkerrecht in Berlin). Verlag Walter de Gruyter, Berlin 1928.

Eine erstaunliche Arbeit, die von genauester Sach- und Literaturkenntnis des Verfassers zeugt. Die Bibliographie enthält von Zeitschriften, Sammel- und Lieferungswerken an über grundlegende Werke bis zu Kongreßberichten und wichtigen Aufsätzen das gesamte Material der Minderheitenfrage, überall kurz skizziert und charakterisiert. So wird das Buch seinem Zweck, sowohl den Minderheiten selbst als auch den Mehrheitsvölkern und Neutralen die Möglichkeit der Literaturkenntnis über dies Problem zu schaffen, durchaus gerecht.

## Baltisches Geistesleben, Zeugnisse aus deutscher Kulturarbeit.

Unter diesem Titel erscheint unter Mitwirkung des Berliner Freundeskreises der Deutschen Akademie eine neue Zeitschrift in zwangloser Folge bei Kluge und Ströhm in Reval. Die schriftstellerisch bedeutendsten baltischen Namen aus Estland und Lettland zeichnen als Mitarbeiter. Prof. Spranger schickt dem ersten Heft ein Geleitwort voraus. R. v. Engelhardt, H. Onken, Graf Alexander Reyslering liefern die ersten Beiträge. Alles in allem also ein glänzender Auftakt! Das Programm der Zeitschrift ist kulturhistorisch eingestellt. Sie geht aus von der unleugbaren Tatsache, „daß die Balken stärker als irgend ein anderer Zweig der Auslanddeutschen gerade zur Entfaltung des deutschen Geisteslebens in der schönen Literatur, wie in der Wissenschaft beigetragen haben.“ Deshalb „soll vor dem Forum der Geschichte der Nachweis erbracht werden, daß es sich bei der historischen Entwicklung des Baltentums um eine typische kolonisatorische Sondergestalt des deutschen Geistes handelt usw.“ Wir begrüßen die baltische Schwester auf das herzlichste und wünschen ihr lebhaften Widerhall im Chor des neubeschwingten Geisteslebens der Deutschen in Osteuropa!

Brehms Tierleben in einem Band. Nach der neuesten (vierten) Auflage des Hauptwerkes frei bearbeitet von Dr. Georg Grimpe. Mit 19 farbigen und 40 schwarzen Tafeln, 21 Abbildungen im Text und einer farbigen Karte. In Leinen gebunden 25 Rm. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Das gesamte Tierreich in einem handlichen, 872 Seiten umfassenden Großoktav-Bande, bearbeitet von einem tüchtigen Zoologen nach der neuen, vierten Auflage des 13-bändigen Werkes „Brehms Tierleben“ — das ist bei den zu Dutzenden auf dem Büchermarkt erscheinenden Nachdrucken der freigewordenen alten Auflage des klassischen Werkes ein Ereignis. Der neue Brehm-Einbänder ist kein Lehrbuch, das trockene Systematik enthält, sondern ein echtes Volks- und Lesebuch, frisch, anschaulich und fließend geschrieben, in jeder Beziehung zuverlässig und auf den neuesten Stand gebracht. Nicht die oft veralteten, mit der heutigen Tierkunde nicht mehr im Einklang stehenden Ansichten, auch nicht die längst widerlegten Angaben, die heute immer wieder kritiklos nachgedruckt werden, auch keine grausigen, auf Sensationslust berechneten Jagdberichte enthält es, sondern eine gut lesbare Darstellung des Lebens und Treibens der gesamten Tierwelt. Unterstützt wird die Darstellung durch eine große Zahl farbiger und schwarzer Bilder, von denen die meisten den unübertroffenen Bilderbeigaben der 4. Auflage des großen Werkes entnommen wurden. Willkommen werden dem Benutzer des Buches auch die systematische Übersicht über das gesamte Tierreich mit den lateinischen Namen und das ausführliche Register sein. Möge das schöne und preiswerte Werk, dessen innere und äußere Ausstattung höchste Anerkennung verdient, in allen Schichten unseres Volkes weite Verbreitung finden.

Witting Emil: Auf der Hochwildbahn im Karpathenurwalde. Siebenbürgische Wald-, Wild- und Jagdbilder. Mit 90 Abbildungen nach Zeichnungen und Photographien von Rolf Winfler, München. Verlag von J. Neumann-Neudamm 1928.

Das Buch ist mehr als eine Reihe von Jagd- und Naturschilderungen. Es ist ein Heimatbuch. Mit ihm hat der letzte sächsische Forstmeister der Siebenrichter-Herrschaft diesem weltfernen Wald- und Berggebiet ein bleibendes Denkmal gesetzt und zugleich damit auch einer eigenen Welt in unserer Heimat, die, eigentlich nur von Wenigen gekannt, aber um so heißer geliebt, langsam aber sicher den Zerstörungen der Kultur zum Opfer fällt. Wie ein kleiner König unabhängig und frei dieses weithingelagerte Urwaldgebiet verwaltend, dem wohl die besten Jahre seines Lebens gehört haben, wurde er hier auf sich selbst gestellt und aus sich selbst heraus Naturforscher, Hochwildjäger und Hochlanddichter. Begabt von einem gütigen Geschick mit reichen Gaben und Fähigkeiten,

stahlhart und unermülich, anspruchslos und genügsam, unerschrocken, geduldig und voll Leidenschaft, so zog er durch seine Wälder. „Wenn Du ins Waldrevier gehst, lieber, junger Weidgenosse, dann nimm die Erinnerung mit an die alten Märchen, die Dir Deine Mutter erzählte, als Du noch Kind warst. Nimm Deine Phantasie mit auf die Wanderschaft und etwas vom Geiste der Eichendorff und Storm. Horche mit feinem Ohre auf das, was Dir der Hochwald erzählt im Goldglanz des Maienmorgens, leise raunend, oder im Toben des Wettersturmes mit gewaltigen Stimmen. Verbringe einsame Nächte in Wäldern, weidfrohe Tage in Hochgebirgs einsamkeiten, allein mit Deinen Träumen. Dann wirst Du, wenn die Hirsche orgeln, oder im ersten Schein des grauenden Morgens der Urhahn sein seltsames Lied singt, Waldmärchen erleben von geheimnisvoller Schönheit.“ Witting hat unbewußt diese tiefe Mahnung C. v. Dombrowskis zu seinem Leitstern gemacht. Und so gestaltete sich sein Erleben und wuchs allmählich in ihm zu dem, was heute als reifes abgerundetes Werk vor uns liegt, geschrieben mit klarem Kopf und mit heißem, leidenschaftlichen Herzen. — Witting führt uns auch andere Wege. Wir begleiten ihn im Valea Sâmbătit und über den Drăguş beim Gamsjagern, wir gehn auf Rotwildpfaden im Görgényer Walde, wir lernen den Luchs der Mühlbacher Karpathen kennen. Aber seine tiefste Liebe, und die tiefste Kraft seines Buches gehört doch den Siebenrichterwaldungen, die er in gewissem Sinne eigentlich als erster weidmännisch ganz entdeckt und bejagt hat, und die er als erster und wohl als letzter in poetischem Schwunge uns vor das Auge und vor die Seele ruft. — Ich hoffe, daß Wittings Werk, die erste Monographie des siebenbürgischen Weidwerkes, im Auslande viele Leser finden wird. Es wird dazu beitragen, zahlreiche falsche Vorstellungen über unsere Heimat zu beseitigen, und den ausländischen Herrenjäger belehren, unter welchen Mühen und Opfern der siebenbürgische Gebirgsjäger seinen grünen Bruch verdient. Und ich wünsche, daß es noch mehr Leser in unserer Heimat fände, aus der es herausgewachsen ist, und deren heranwachsende junge Weidmannschaft bei seiner Lektüre den ganzen Zauber unserer Bergwelt erleben, die ganze Kostbarkeit jenes herben Schazes erkennen möge, der morgen ihrer Obhut und Pflege anvertraut sein wird. — Wer aber selbst so manchen Pfad in jenen Bergen zwischen Lotru und Zoodt gewandert, wer dem Urwald mit eigenen Augen und Ohren gelauscht, wird Wittings Buch mit einem besonders tiefen Gefühl dankbarer und wehmütiger Erinnerung an verschwundene unvergeßliche Weidmannstage aus der Hand legen. — Rolf Winkler hat mit Künstlerhand und Künstlerherz sich in den Geist des Buches eingefühlt, der rühmlichst bekannte Verlag Neumann-Neudamm dem Werke jenen vornehmen äußeren Rahmen gegeben, der es zur Zierde jedes Bücherschranks machen wird.

## ♦ ♦ ♦

## I n h a l t

Luxemburg von Dr. Richard Szafi-Hermannstadt.  
Frei!

Luxemburgisch-siebenbürgische Beziehungen namentlich in der Sage von Universitätsprofessor Dr. Richard Huß-Debrezin.

Beim Nélchesstäck von W. Goergen. — Bám Hontertstrock von Karl Römer.

Dorf und Haus im Luxemburger Lande von Prof. Josef Heß-Esch a. d. Alzette (Luxemburg).

Der Ranton Capellen, Land und Leute von Professor Dr. N. Braunschhausen-Luxemburg.

Der lange Weit.

Bücherchau.

Herausgeber: Dr. Richard Szafi-Hermannstadt.  
Ostland-Verlag, Hermannstadt.